Juni 1895 XX, 112.

SPHINX

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Organ der Theosophischen Vereinigung

und

der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.



Inhalts-Uebersicht:

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1895.

...immt keine Verantwortung für die in dieser Zeitschrift ...weit sie nicht von ihm gezeichnet sind. Die Verfasser ...das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

...us dem Inhalt dieser Zeitschrift wird auf Grund der ...erträge zum Schutze des geistigen Eigentums untersagt.

...trägt halbjährlich (ein Band): einzelne Hefte:

...d Österreich . .	M. 9,—	M. 2,— (portofrei)
. . . .	frs. 11,25	frs. 2,80.
...n und Kolonien	9 sh.	2 sh. 3 d.
. . . .	$ 2,25 cts.	$ —,55 cts.

...n alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die Ver... ...etschke und Sohn in Braunschweig entgegen.

...ost-Zeitungsliste Nr. 6442.

...hischen Vereinigung" erhalten die „Sphinx" gegen viertel... Mk. 3,75 an die Verlagshandlung portofrei zugesandt.

...Mark. — Prospekthefte: gratis.

...r und Freunde, ihre Wünsche um Ueberweisung von ...n Gesinnungsgenossen direkt der Verlagsbuchhand... ...und Sohn in Braunschweig zugehen zu lassen, da wir ... Zeit, teils auch aus Mangel an verfügbaren Exemplaren nicht immer in der Lage sind, sie zu erfüllen.

Die Redaktion der Sphinx.

Anzeigen, welche für das nächste Heft bestimmt sind, müssen bis zum **20. Juni** in Händen der Verlagsbuchhandlung sein.

Sphinx

Kein Gesetz über der Wahrheit!

Wahlspruch der Maharadjahs von Benares

XX, 112. — Juni — 1895.

Süd-Indien.

Zweiter Reisebrief.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

✻

Nach dreiwöchiger Rast (November und Anfang Dezember 1894) in Madras oder vielmehr in dessen ländlicher Umgegend nahe der Mündung des Adyarflusses in den indischen Ozean brach ich wieder auf. Ich wollte mir im Fluge einen Gesamtüberblick über die typisch scharfe Ausprägung des Hinduismus in Süd-Indien und des Buddhismus in Ceylon verschaffen. Ein Vergleich solcher schnell hinter einander gewonnenen Eindrücke erschien mir besonders ersprießlich; und das Ergebnis meiner Studien und Erfahrungen in den folgenden vier Wochen hat meine Erwartungen vollauf gerechtfertigt.

In Süd-Indien hat der Brahmanismus oder wie man schlechtweg auch sagt: Hinduismus, sich eine besonders starke, eigenartige Geistesatmosphäre geschaffen. Vielleicht ist er hier am echtesten ausgeprägt, am wenigsten durch moderne Einflüsse beeinträchtigt; jedenfalls hat er hier einige seiner festesten Hauptsitze und einige seiner größten, schönsten Tempel. Die drei hauptsächlichsten Punkte, die für mich dabei in Betracht kamen, sind Tandjóre, Tritschinópoly und Mádura.

In allen drei Orten hat die Theosophical Society bedeutende Zweiggesellschaften, deren Mitglieder die hervorragendsten Hindus daselbst sind; und alle diese stellten sich mir freundlichst zur Verfügung. Außerdem hatte ich überall die Begleitung eines der älteren europäischen Mitglieder, die schon im indischen Dienste der Gesellschaft längere Erfahrung haben, bis Mádura die des Herrn Sydney V. Edge, des Redakteurs der Monatsschrift „Theosophist“, und von da an die des Herrn Bertram Keightley, des Generalsekretärs der indischen Sektion.

Es ist in dem mir hier gegebenen Rahmen der Darstellung nicht möglich, einzelne Unterhaltungen und Verhandlungen wiederzugeben. Mein Gesamteindruck ist aber der, daß bei gleicher intellektueller Bildungs-

stufe das geistige Leben und das Interesse an philosophischen Gesprächen und Vorträgen unter den Hindus in Süd-Indien sehr viel stärker und reger ist, als bei den buddhistischen Singhalesen Ceylons. Auch scheint der Bildungsgrad, beziehungsweise die Schulung sowohl in der Kenntnis der eigenen einheimischen Religionsphilosophie, wie auch in europäischer Wissenschaft und in der englischen Sprache, in Indien sehr viel weiter fortgeschritten, als in Ceylon. In Süd-Indien hatte ich nirgends einen Dollmetscher nötig für meine englischen Reden. In Ceylon wurde dies sogar in den englischen Buddhistenschulen für erforderlich gehalten; und ich mußte mich hier mehrfach dieser unbequemen und unvollkommenen Art der Gedankenübermittlung meiner öffentlichen Vorträge unterwerfen.

Die äußeren Umrisse meiner Reise gestalteten sich, wie folgt:

Während der Nacht vom 6. auf den 7. Dezember führte uns der Nachtzug von der Egmorestation in Madras bis nach Tandjóre, wo wir vor Sonnenaufgang noch eine Stunde Schlaf im Dak Bungalou genießen konnten.

Hotels giebt es in den noch noch nicht von europäischen Lebensbegriffen berührten Städten Indiens und Ceylons nicht; und wo sich von Eingeborenen gehaltene Gasthäuser finden, werden diese doch von den anspruchsvollen Europäern nicht benutzt. Die britische Regierung hat daher in allen irgendwie bedeutenderen Orten für die europäischen Reisenden, die stets von ihren eigenen Dienern begleitet werden, Landhäuser (Bungalous) errichtet, in denen man das Nötigste an Betten und Geschirr, Badeeinrichtung und einiges Ameublement vorfindet. Ein Eingeborener ist als ständige Bedienung und als verantwortlicher Hüter des Hauses mit seinem Palmengarten und seinen Küchengebäuden eingesetzt und steht unter der Aufsicht des Local Fonds-Ingenieurs, der Regierungsbeamter ist. Diese Karawan-Serais heißen in Indien Dak (Reise oder Post)-Bungalou, in Ceylon Rest-Houses. Meistens kann man dort Nahrungsmittel erhalten. In einigen Orten Indiens aber muß man sich seine Lebensmittel mitbringen. Man thut gut, sich vorher anzumelden, da der Raum meist auf drei oder vier Betten beschränkt ist, und der Erstkommende den Vorzug hat. Uebrigens hat man seinen Platz nach 24 Stunden zu räumen, wenn sich ein Neuankömmling meldet.

Ueberall stellten uns unsere indischen Freunde europäische Wagen zur Verfügung. Mit Hilfe einer solchen Equipage besahen wir die Stadt Tandjóre. Bemerkenswert sind dort nur der Tempel und der Palast der ehemaligen Fürsten des Landes.

Der Tempel ist nicht sowohl durch seine Größe, als durch die Reinheit seines indischen Stils ausgezeichnet. Der Typus des indischen Tempelturmbaues, wie er in zahllosen Variationen immer wiederkehrt, wird unsern Lesern von den vielen in Europa leicht zugänglichen Bildern gegenwärtig sein. Auf quadratischem oder rechteckigem Grundrisse erhebt sich ein steiler hoher Pyramidenbau von regelrechten Stockwerken, eins über dem andern. Jedes Stockwerk bildet innen eine Halle oder einen

Zimmerraum mit Fenstern oder Lichtöffnungen vom Fußboden bis zur Decke an der Vorder- und Hinterseite des Turmes. Eine enge Treppe, von eines Mannes Breite, verbindet die Stockwerke. Die plastische Ausschmückung dieser architektonisch sehr gefälligen Bauwerke macht einen bunten überladenen Eindruck. Bei näherer Betrachtung findet man auch, daß zwar alle Figuren individuell ausgearbeitet sind, daß aber die häufige Wiederkehr derselben religiösen Traditionen und Ideen der Plastik einen sehr schematischen Anstrich giebt. Ueberdies, so großartig der architektonische Eindruck dieser hohen Tempelturmbauten ist, so unschön, ja meistens sogar abschreckend häßlich und widerwärtig verzerrt ist die plastische Ausschmückung. Die Phantasie der Indier ist maßlos, aber sehr entschieden auf die Anhäufung von abschreckenden Uebertreibungen des Niedrig-Realen in sinnbildlicher Darstellung gerichtet, ohne all und jeden Sinn für das ideal Schöne in realer Darstellung, wie uns die Griechen es gelehrt haben.

Bei allen größeren Tempelbauten der Hindus ist auf dem Portal (Gópura) am Eingange zum großen Tempelhofe ein Turm gebaut, ähnlich dem auf dem eigentlichen Tempelbau, nur weniger hoch. Sind mehrere äußere und innere Höfe um den innersten Tempel gebaut, so pflegt auf dem Portal von jeder der Mauern, welche die Tempelhöfe bilden, ein Turmbau zu sein, so daß man durch eine ganze Reihe solcher hinter einander liegender und auf das Heiligtum zuführender Gópuras mit Turmaufsätzen hindurchzugehen hat.

Dies ist besonders so bei dem sehr ausgedehnten Tempel des Sri Rangham (Seringham) in Tritschinópoly. Hier in Tandjóre aber ist nur ein weiter freier Hof um den Haupttempel angelegt, da kein Raum für mehr an jener Stelle ist. Dagegen führt eine längere Passage von der Straße zu dem Tempelhofe hin, und es sind hohe Gópuras am Anfange und Ende derselben errichtet.

Ich will mich nicht bei weiterer Einzelbeschreibung aufhalten, da diese keinen Wert hat heutzutage, wo die Photographie jedermann alles zugänglich macht, was es überhaupt auf der Erde zu sehen giebt. Nur was man Photographien nicht ansehen kann, mag hier Erwähnung finden. Besonders bemerkenswert für den Tandjóre-Tempel ist der schöne große freie Raum des Tempelhofes, der gepflastert und von Säulenhallen umgeben ist; in demselben befinden sich nur der große Rauchtempel und vor demselben in offener Säulenhalle ein Steinbild des Stiers Nandi, der dem Gotte Schiwa heilig ist. Merkwürdig ist, wie die Indier vor Jahrhunderten so große Steinmassen transportieren konnten. Das Stierbild ist 4½ Meter hoch und aus einem einzigen Steine gehauen. Noch auffallender ist freilich die Behauptung der Indier, daß die Krone, welche oben auf dem Turme des Haupttempelbaues liegt, ebenfalls ein einziger Stein sein soll. Dieser Tempelturm ist 200 englische Fuß, also etwa 65 Meter hoch, und die Krone von Stein oben soll 800 Doppelzentner wiegen, was auch wahrscheinlich ist. Wie haben nun die alten indischen

Architekten diesen Stein da hinaufgebracht? — Das ist ein schwierigeres Problem, als das der altägyptischen Obelisken.

Was Monolithen und was alte Zementarbeiten sind, ist übrigens oftmals schwer ohne scharfen Hammer und ohne Beschädigung der Heiligtümer festzustellen. Aber zu glauben ist den frommen Behauptungen der Indier nicht immer. Das beweist u. a. die uns im Brustton der Ueberzeugung versicherte Angabe, daß das vorerwähnte Steinbild des Nandi wüchse, daß der Stein im Laufe der Jahre merklich größer geworden sei. Wenn die Größe der Steinhäuser hier in Indien ebenso durch Wachstum von selbst zunimmt, so muß dies ein Elysium für Etagenhausbesitzer sein.

Einen sehr kläglichen Gegensatz zu diesem schönen, gut im Stand erhaltenen Schiwatempel bildete der Palast der Fürsten von Tandjóre, dem wir noch besondere Aufmerksamkeit widmeten. Er ist das Bild der tiefst gefallenen Größe. Früher müssen diese Fürsten reich und ihr Palast glänzend gewesen sein. Dieser ist ein Labyrinth von Bauten, Hallen und Höfen. Aber wie die jetzige Eigentümerin, die Prinzessin von Tandjóre, von einer Regierungspension von 100 Rupies (110 Mark) monatlich zu leben hat, so ist auch alles, was der Palast enthält, nur Ueberbleibsel früherer Macht und Herrlichkeit, meist zerrissen und zerlumpt. Wertvoll und verhältnismäßig gut erhalten ist allein die Bibliothek. Ueberaus geschmacklos ist die Vermischung europäischer Möbeln, Bilder und sonstiger Erzeugnisse mit den echt indischen. Nur das letztere interessiert den Europäer, um so mehr, da der europäische Trödelkram lauter wertloses und häßliches Zeug ist. Leider aber hat für diese heruntergekommenen Indier gerade alles europäische mehr Wert, als ihre schönsten und kunstvollsten eigenen Erzeugnisse. Der Prunksal macht so den Eindruck eines Auktionsraumes, in dem gerade der Inhalt einiger alten Rumpelkammern versteigert werden soll. Am meisten erinnerte noch an die frühere Pracht die Durbarhalle, das ist der halb offene festliche Empfangssaal. Interessant waren u. a. in der Bibliothek altindische Bilderbücher, unter denen uns besonders eine dicke Naturgeschichte der Elefanten mit Anweisung zu ihrer Zähmung und Dressur auffiel. Zum Abschied wurden wir hier, wie überall von den lebenden Elefanten des Palastes begrüßt, die jetzt wie alles andere dort in Regierungsdiensten stehen.

Am Nachmittage des 7. Januars fuhren wir mit der Eisenbahn nach Tritschinópoly und fanden daselbst am Bahnhofe sehr bequemes Unterkommen. Wir trafen dort unerwartet mit Herrn und Frau Professor Goldschmidt aus Heidelberg zusammen, die von einer Reise um die Welt und längerem Aufenthalte in Japan heimkehrten. Viele gemeinsamen Interessen und persönlichen Beziehungen machte uns den Abend zu einer angenehmen Erinnerung.

Am andern Morgen brachen wir früh auf. Unser erster Besuch galt dem Felsentempel.

Schon von weitem ward ich überrascht durch die sofort ins Auge springende Aehnlichkeit dieses Tempels mit der Akropolis in Athen, wie

sie dereinst gewesen sein muß. Im Norden der Stadt erhebt sich ein vereinzelter, aber breiter Felsen einige hundert Fuß (etwa 100 Meter) hoch. Außer einem kleineren Tempel auf der höchsten Spitze ist besonders ein großer Tempel auf zwei Drittel der Höhe kühn auf einen Felsenvorsprung hingestellt, an der andern Seite des Felsens sieht man freistehend eine kleine offene Halle, ein von zierlichen Säulen getragenes Steindach.

Der Aufstieg zur Höhe geschieht auf einer sehr breiten überdachten Steintreppe von 290 hohen Stufen. Zu beiden Seiten finden sich Tempel angelegt, wo immer der Felsen es gestattet und wo er einen Treppenabsatz ermöglicht. Alles ist überdacht, aber weit und hoch angelegt und das Ganze macht einen großartigen Eindruck.

Wenn die Höhe des Haupttempels und der offenen leichten Säulenhalle erreicht ist, führt der Aufstieg in das Freie hinaus, an der Felsenwand entlang und dann in scharfer Wendung rückwärts frei und steil zum Gipfel des Felsens hinauf. Die letzte Strecke hat man jetzt durch Geländer gesichert, da vor 45 Jahren bei einer Festprozession hier an 500 Menschen von den flachen glatten Felsstufen hinabgerutscht und in die Tiefe gestürzt sind. — Die Aussicht von oben bietet aus der Vogelschau das Bild eines weiten reichen, üppig grünen, dicht bewohnten und bebauten Landes dar. Dunkle Palmenhaine und hellgrüne Reisfelder umrahmen die Städte und Dörfer, die zum großen Teil selbst in reicher Vegetation von Banyan-(Feigen), Palmen und anderen Tropenbäumen versteckt sind.

In der Halle des untersten Treppenabsatzes hatte sich, wie meistens in den Tempeln, ein Schulmeister mit seiner allerliebsten kleinen Schar Schüler festgesetzt. Alle hockten auf dem Boden oder vielmehr saßen auf ihren Beinen. Das Getöse der laut auswendig lernenden kleinen Braunhäute ist betäubend; aber die kindliche Freude, Neugierde, das Erstaunen und zum Teil auch der Uebermut der Kleinen macht es einem sehr schwer, sich von diesem reizenden Bilde zu trennen.

Von den übrigen großen Tempeln in Tritschinópoly besahen wir genauer nur den großen Tempel des Sri Rangam, woraus die Engländer Seringham gemacht haben. Er liegt weiter nördlich, jenseits des Cauveryflusses.

Um diesen Tempel sind drei Höfe einer um den anderen gebaut, in Rechteckform, nicht ganz Quadrat. Die Langseite des äußeren Hofes ist fast einen Kilometer lang. In diesen Hof aber hat man den besten Teil der Stadt Seringham hineingebaut. Dies ist der Bazar des Ortes, das ist der Markt mit allen Kaufläden. Im nächst inneren Hofe wohnen die Brahmanen. Unter ihnen der Präsident der dortigen Theosophischen Zweiggesellschaft. Sein Haus zeugte von großem Wohlstande und Ansehen, das er genoß. Da er aber stundenlang in religiösen Ceremonien beschäftigt war, so wartete ich deren Ende nicht ab, sondern verzichtete lieber auf seine Bekanntschaft.

Die Gópuras dieses Tempels sind sehr zahlreich, so zahlreich wie die Thore, die in den langen Hofmauern zum Verkehr der Einwohner nötig sind. Die meisten dieser Gópuras sind größer und höher als die in Tandjóre, wie denn überhaupt die Dimensionen dieses Tempels zu den größten in Indien gehören. Auf Einzelbeschreibung verzichte ich; auch boten die Kunststücke der uns vorgeführten Tempelelefanten nichts besonders Bemerkenswertes dar. Sehr niedlich und manierlich sind die Elefantenkälber. Vor der Kraft der Tiere haben die Indier offenbar ebenso viel Respekt wie Mißtrauen in deren Gutmütigkeit, denn sie unterlassen nicht, jedes Tier nach dem Gebrauche gut mit den Beinen wieder anzuketten.

Der Sri Rangamtempel ist dem Wischnu geweiht. In der Regel findet sich nicht weit von einem solchen ein Shiwatempel, so auch hier. Zwei Kilometer davon ist der dem Shiwa gewidmete Tempel des Djambukishwan. Er ist kleiner und weniger gepflegt, als jener Wischnutempel, aber künstlerischer in der architektonischen Anlage und steht jenem auch nicht in der Ausführung nach. Doch konnte ich ihm nur flüchtige Blicke gönnen.

Ueberall bot sich mir im stundenlangen Verkehr mit unsern Freunden von der Theosophischen Gesellschaft, die alle den höheren Kasten der Hindus angehören, Gelegenheit zu mancherlei inhaltreichen Gesprächen. Von dem einen erlangte ich Auskunft über die religiösen und sozialen Begriffe, wie sie sich im Leben der Hindus gestalten; dem andern, die von europäischer Universitätsbildung aufgeblasen waren, mußte die Unzugänglichkeit des Materialismus klar gemacht werden; von dem dritten hörte ich die echten und die unechten Leistungen indischer Astrologen und Nadigranthams (männlicher Sibyllen) erzählen und gab ihnen dagegen einigen Unterricht in Chiromantie und Graphologie; mit dem vierten galt es, die politischen und sozialen Verhältnisse Indiens zu besprechen und ihnen die Mittel klar zu machen, wie die Völker Indiens allein auf besserer wirtschaftlicher Grundlage, als bisher, zu individueller Selbstständigkeit heranreifen können, und wie nur ein Vorwärtsschreiten zu allseitiger Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten, nicht ein Haften an den alten Vorurteilen und Einbildungen, den Geist Indiens befreien und ihn fähig machen kann zu großem Wirken, wie es der vieltausendjährigen Vergangenheit des alten Wunderlandes würdig ist. Doch das alles weiter auszuführen, sei einem späteren Briefe vorbehalten.

Ein Nachmittagszug brachte uns nach Mádura, wo uns wie überall eine Schar unserer einheimischen Freunde empfingen. Hier wie wohl auch an manchen anderen Orten sind die meisten dieser unserer Anhänger Rechtsgelehrte. Wir stiegen wiederum in dem sehr guten Dak-Bungalou, unweit der Eisenbahnstation ab und blieben dort mit unseren Freunden bis spät in die Nacht hinein in eifrigen Gesprächen beisammen.

Ich erwähnte vorher, daß die Gärten um die Dak-Bungalous meistens mit Kokospalmen bepflanzt sind. Das hat seinen Grund wohl darin, daß diese Palmen schnell hochwachsen und bald Schatten geben,

auch wegen ihrer köstlichen Früchte die einträglichste Ausnutzung des Bodens bieten. Jede Kokosnuß ergiebt ein großes Glas, etwa 3/4 Liter, der schönsten Naturlimonade; und erheblichen Wert haben auch der weiße Fettansatz (Copra) und die Fiber der Schale. Aber noch einen anderen Vorteil gewährt ein Palmenhain dem europäischen Reisenden; das ist sein ästhetischer Reiz. Nichts giebt einem Garten so sehr den tropischen Anstrich, wie ein paar Dutzend schöner Palmenbäume, insbesondere, wenn die Busch- und Blumenvegetation unter denselben mit ihnen an Ueppigkeit und Fülle wetteifert. Ist dieser Anblick schon am Tage fesselnd, so wirkt er bezaubernd Nachts, wenn heller Vollmondschein von hoch oben durch die langen, dichten, sachte sich im leichten Winde wiegenden Palmenwedel strahlt und im Halbdunkel des Gartens die gespenstischen Schatten hin- und herwirft Vor 25 Jahren, als ich längere Zeit in Aequatorial-Afrika weilte, konnte mich die Pracht der tropischen Natur manchmal entzücken. Das geschieht jetzt nicht mehr leicht; aber daß solche Szenerie feenhaft ist, wenn auch nur ein einfacher Wirtsgarten, das ist, glaube ich, objektive Thatsache.

Beiläufig fragt vielleicht mancher Leser: Friert einem denn nicht in dem Nachtwinde? Oder ist es dann noch so warm, daß man transspiriert? — Die Wintermonate sind auch in Indien, wie in Europa, die kühle Zeit, und diese hat hier durchschnittlich die gleiche Temperatur, wie bei uns die sonnigen Sommertage, nur gleichmäßiger. Mitten am Tage sah ich mein Thermometer öfter bis auf 24° und 26° R. steigen und abends und morgens bis auf 20° oder 18° sinken. Aber man ist meistens hier so leicht gekleidet und man wird durch das beständige leichte Transspirieren so empfindlich, daß selbst eine Brise von 20° bis 21° R. einem oft so kühl vorkommt, daß man einen wollenen Rock anzieht. Wollzeug muß selbstverständlich ein vernünftiger Kulturmensch immer bei sich haben, da wir leider nicht so glücklich und gesund wie unsere indischen Brüder sind, die an das Nackendgehen von kindauf gewöhnt sind.

Am anderen Morgen — es war ein Sonntag, dem 9. Dezember — fanden sich wieder viele unserer Freunde bei uns im Dak-Bungalou ein und es gab wieder viel zu diskutieren, so daß uns die Zeit nicht lang wurde. Auch hatte ich am frühen Morgen schon allein einen längeren Spaziergang in die Umgegend der Stadt unternommen.

Nebenbei, unter dem Worte „Stadt" hat man sich hier nichts „städtisch" Gebautes zu denken, sondern nur eine Anhäufung von Menschenwohnungen, in denen auf weiten Raum verteilt 20000 oder 50000 oder 100000 Menschen und mehr leben. Die Straßen sind weite schaussierte Wege und nur einige derselben oder einige Netzwerke solcher Straßen sind mit unmittelbar aneinander gereihten Häusern bebaut; diese haben fast durchweg nur ein Parterre. Die übrigen Wohnungen, entweder Villen oder elende Palmblatthütten liegen zerstreut und sind unter Bäumen aller Art versteckt.

Wir waren sehr darauf erpicht, den großen Tempel von Mádura zu sehen, da wir ihn sehr hatte preisen hören. Nach dem halb verfallenen Palaste in Tandjóre verlangte mich weniger den Palast des früheren Fürsten von Mádura, Tirumala Nayak, zu sehen. Dieser ist allerdings viel schöner und besser im stande erhalten, als der Tandjórepalast, da er für Regierungsbüreaus verwertet wird. Viele und lange Bogengänge und ein Kuppelthronsaal sind seine besonderen Schönheiten.

Aber, wie gesagt, den Tempel wollten wir vor allem sehen; und es bemächtigte sich unserer daher eine leise Ungeduld, als es Nachmittag wurde, ehe sich derjenige unserer Freunde, der uns die Führung versprochen hatte, sehen ließ. Andere Freunde beruhigten uns inzwischen mit der Erklärung des Grundes dieser Verzögerung. Man wolle uns auch den Schatz von Edelsteinen zeigen, der einzig in seiner Art sei. Dazu müßten fünf verschiedene Thüren und Schlösser mit fünf verschiedenen Schlüsseln geöffnet werden. Diese fünf Schlüssel seien der Verantwortung von fünf verschiedenen Honoratioren der Stadt anvertraut. Da nicht alle fünf zum Kreise unserer Theosophen gehörten, so halte es schwer, die anderen auch mit ihren Schlüsseln zur Stelle zu bringen. Begünstigt wurden wir übrigens dadurch, daß es Sonntag war, und daß deshalb die englischen Regierungsbüreaus und Gerichte, in denen diese Honoratioren alltags amtieren, geschlossen waren und die Herren freie Zeit hatten.

Endlich gegen ein Uhr konnten wir uns in größerer Anzahl auf den Weg zum Tempel machen.

Dessen Vorhallen waren ein großer Bazar, Markthallen wohl 15 oder 20 Meter hoch, deren flaches Dach auf monolithen Pfeilern mit wechselnder Ornamentik ruhte. Was uns alles dort an echt indischer Industrie und Handarbeit an Geweben, an Messingsachen, Holzsachen, Thonwaren und dergleichen gezeigt und zum Kauf angeboten wurde, bleibe hier unbeschrieben. Mich interessierte am meisten die Technik der Buchführung eines Tamil Banquiers, der hier nach ältester Methode auf dünnen Streifen von Palmblättern mit einem Pfriem Buchstaben, Namen und Zahlen einlochend, Rechnungen ausstellte, insbesondere seine eigene Rechnung, sein Memorial und sein Hauptbuch führte. Ob wohl ein deutscher beeidigter Buchhalter mit dieser Buchführung einverstanden sein würde? Und doch ist diese Buchführung hier wohl ebenso beweiskräftig, wie die ordnungsmäßig geführten Geschäftsbücher unserer Kaufleute; und ich glaube, dies ist auch mit Recht so.

Nun kreuzten wir abermals eine sehr belebte Straße und befanden uns unmittelbar vor dem Tempelthore, das uns Einlaß gewähren sollte. Es war nicht das größte Hauptthor, das in der Mittelachse des Tempels direkt auf das Heiligtum der männlichen Gottheit, Schiwa, zuführt, sondern das Thor zur Nebenachse des Tempels, die auf das Heiligtum der Minakshi, der fischäugigen Gemahlin Schiwas, hinzielt. Das Hauptthor wird nur bei den größten Festlichkeiten geöffnet und ist, wie auch die inneren Thore dieses Zugangs, für gewöhnlich ganz geschlossen. In

der Vorhalle des Einganges, durch den wir eintraten, hatten sich auch allerhand Händler niedergelassen, so daß dies Thor dem gegenüberliegenden des Bazars, den wir verlassen hatten, glich.

Aus Rücksicht für die Feinfühligkeit unserer brahmanischen Freunde zogen wir am Eingange des Tempels unsere Schuhe aus. (Sie wurden in unseren Wagen gebracht.) Dies ist bekanntlich im ganzen Morgenlande, bei den Mohammedanern ebenso, wie bei den Hindus, die Art, wie man seine Ehrfurcht bezeugt. Die Kopfbedeckung nimmt der Orientale nicht ab, aber seine Fußbekleidung zieht er aus, weil sie staubig ist; er tritt mit reinen Füßen in das Heiligtum oder in das Gemach dessen, dem er Hochachtung zollt.

Stiefel und Schuhe mit harten Sohlen sind übrigens im Mádura-tempel ebenso überflüssig, wie eine Kopfbedeckung. Denn der ganze Boden dieses Tempels ist mit großen glatten Fliesen von Granit und anderem harten Stein belegt, und der ganze Tempel ist mit flachen Steinplatten gedeckt. Er kennzeichnet sich als ein Labyrinth von vielen hohen, luftigen und schattigen Hallen und Galerien.

In diese fällt das Licht durch obere Seitenöffnungen oder durch kleine oder größere Lichthöfe ein. Ist schon dieser Tempel an sich eines der schönsten Studienobjekte für Maler, so bietet er besonders wunderbare Lichteffekte in den Uebergängen vom fast völligen Dunkel zu dem hellsten tropischen Sonnenlicht und auch in plötzlichen Kontrasten beider. Die malerischen Durchblicke durch lange Gänge und weite halb dunkele Hallen, werden besonders anziehend durch die phantastische Plastik an den zahllosen monolithen Pfeilern und Säulen und durch groteske Statuen, die freilich dem Schönheitssinn der Indier wenig Ehre machen.

Zu jedem Tempel gehört ein Bassin mit geweihtem Wasser zum Baden und wohl auch zum Trinken. Diese Bassins sind manchmal bis zu 100 Meter und mehr im Quadrat und werden nur da angelegt, wo Quellzufluß aus dem Boden das verbrauchte und verdunstende Wasser beständig ersetzt. Das Bassin im Máduratempel ist verhältnismäßig klein, oben unbedeckt, doch von bedeckten Säulenhallen rings umgeben, während sonst diese Bassins im Freien v o r den Tempeln zu sein pflegen und an allen Seiten hohe Treppenaufgänge (Ghats) haben. Das Wasser im Tempelbassin zu Mádura steht fast gleich hoch mit dem Fußboden der umgebenden Säulengänge, und das ganze sieht daher mehr aus, wie ein großer Baderaum in einem alt römischen Patrizierhause. An den Wänden der umgebenden Säulenhallen sind in kindlichen Friesmalereien, ein Fries über dem anderen, die phantastischen Geschichten der Puranas, der indischen religiösen Märchen- und Legendenbücher, abgebildet. Sie dienen dort der volkstümlichen Belehrung und Erbauung.

Es würde hier wohl zu weit führen, wollte ich eine ausführliche Beschreibung der vielseitigen Eindrücke dieser dreistündigen Tempelbesichtigung geben. Ich erwähne deshalb nur flüchtig noch unsere Besteigung der höchsten (über 50 Meter hohen) Gópura des Tempels, ge-

führt von zwei hübschen Tempelknaben mit Fackeln, einer vor uns, der andere hinter uns. Der Blick von oben gewährte uns eine Uebersicht über die verwickelte Anlage des ganzen Tempelbaus mit seinen beiden Hauptachsen, der Mittelachse durch das Heiligtum des Schiwa und der anderen durch das der Göttin; über beiden Heiligtümern erhoben sich mit echtem Goldblech belegte Kuppeln; auch bot sich uns dort oben ein vortrefflicher Ueberblick über die Stadt, die Umgegend und das Land bis an die fernen Berge der Nilgherries dar.

Im Tempel selbst gewährte uns die kleine Menagerie heiliger Papageien einigen Spaß. Ich hätte nie geglaubt, daß es so schöne Papageien von allen Farben überhaupt gäbe, weiße, gelbe, rote, grüne, blaue und bunte. Ein gelber war besonders schön und that besonders weise, während sein roter Kollege weniger den Schein der Würde durch kluges Schweigen zu bewahren wußte. Er schrie uns in der Tamil-Sprache an: „Wer bist Du?“ und „Was willst Du?“ Für den uns respektvoll begleitenden Volkshaufen, meistens Brahmanenknaben, war dies ein besonderes Gaudium.

Man führte uns alsdann in die Schatzkammer der Schaustücke des Tempels. Dort fanden wir in mehreren Räumen, große aus Gold und Silber getriebene Statuen von Göttern, Pferden, Elefanten und allerhand Phantasietieren, auch Baldachine und Palankine, die alle zu festlichen Umzügen gebraucht werden. Als ich diese hohen Steinkammern voll der strahlenden Edelmetallsachen betrat, überfiel mich auf das bestimmteste das Bewußtsein, was mich während unserer bisherigen Wanderung durch den Tempel nur als dunkles Gefühl der Vertrautheit mit all diesen Räumlichkeiten begleitet hatte, das Bewußtsein oder der Eindruck: „Das hast Du schon oft gesehen!“ Und doch waren gerade diese wunderlichen Gestaltungen und diese funkelnden Prachtstücke so eigenartig, daß ich etwas ähnliches mit den Augen dieses meines Körpers in dem gegenwärtigen Leben jedenfalls nicht gesehen habe.

Zum Schlusse führte man uns darnach in die Halle vor dem Eingange zum inneren Heiligtum. Als Fremde durften wir es nicht betreten, aber man erleuchtete die ganze tiefe Säulenhalle für uns, so daß wir bis hinten hinsehen konnten. Auch brachte man uns Blumensträuße und Guirlanden, die der Gottheit geweiht gewesen waren und auf ihrem Bilde geruht hatten. Unsere Bekränzung mit diesen Blumen schien in den Augen des umstehenden Volkes eine ganz besondere Ehre zu sein.

Unweit des Thores zum Heiligtum ließ man uns nun in bequemen Lehnsesseln Platz nehmen vor einem weiten Podium, über das eine dicke Sammetdecke gelegt war. Tempeldiener schleppten schwere Eisenkisten, an langen dicken Stangen hängend, heran. Und nun wurde der Juwelenschatz des Tempels vor uns ausgebreitet, der allerdings an Massenhaftigkeit, wenn auch nicht an sorgfältiger Behandlung, alles übertraf, was ich an Königschätzen in London und an deutschen Fürstenhöfen gesehen habe. Auch große Diamanten waren in reicher Zahl da, aber freilich so schlecht oder garnicht geschliffen, daß ihr Wert sich nicht zeigte. Daneben eine

Fülle von allen nur erdenklichen Edelsteinen und Perlen von unglaublicher Größe. Alles ist zu Schmuckgegenständen verarbeitet, die den Götterbildern bei den öffentlichen Prozessionen angelegt werden, ganz ähnlich wie bei katholischen Festumzügen. Auch kostbare Gewebe und Stickereien seltener Art gehörten zu diesem Tempelschatze.

Doch wenden wir uns einem ernsteren Gegenstande zu. Das thaten wir, ermüdet von dem vielen Sehen, Stehen und Gehen.

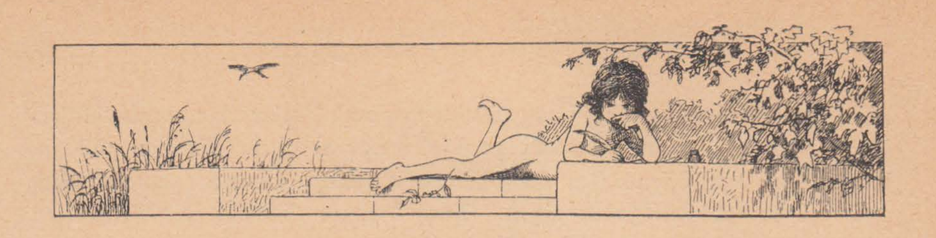
Am Nachmittage hatte Herr Keightley versprochen, in einer öffentlichen Halle einen Vortrag über „Theosophie und Hinduismus" zu halten. Das geschah in Anwesenheit von einigen hundert Hindus, vermutlich sämtlicher gebildeten, englisch redenden Indier in Mádura.

Nach Schluß des Vortrags wurde ich unerwarteterweise, da irgendwie die Aufmerksamkeit auf meine Person gelenkt worden war, aufgefordert, ebenfalls eine Ansprache an die Versammlung zu halten. Das machte mir Freude, da mir eine sympathische Stimmung in der Versammlung zu herrschen schien. Obwohl die meisten akademisch gebildeten Indier mehr materialistisch als theosophisch denken, schien mir doch aus den Augen der Anwesenden Verständnis, wenn nicht gar Zustimmung entgegenzuleuchten.

Der Abend war wiederum philosophischen und sozial-politischen Gesprächen mit Indiern gewidmet, und ich hatte reichlich Gelegenheit, deren scharfen, ich möchte fast sagen, schlauen, haarspaltenden Verstand kennen zu lernen.

Der folgende Tag sah mich auf dem kürzesten Wege zu Lande und zur See nach Ceylon.





Meine Erlebnisse mit automatischem Schreiben.

Die Geschichte der „Julie" und anderer.

Von

William Stead.

Noch ist es kein Jahr her, daß ich automatisch zu schreiben angefangen habe und seitdem ist mir beinahe jeden Tag irgend eine Mitteilung auf diesem Wege zuteil geworden. Ich habe jedoch bisher noch nichts darüber veröffentlicht, wie ich dazu gekommen bin, noch mich darüber ausgesprochen, warum ich glaube, daß diese Botschaften in der That Mitteilungen eines von meinem eigenen Ich verschieden denkenden Wesens seien. Zwar habe ich in der Aprilnummer der „Review of Reviews" über einige Mitteilungen berichtet, die ich seitens entfernt wohnender Personen empfangen habe; dies ist jedoch nur ein Zweiglein, abgepflückt von dem stattlichen Baum, den ich jetzt vor dem Leser aufpflanzen möchte.

Der Schreibende ist nicht mein Ich.

Ich will schlichtweg erzählen, wie ich zu der Sache gekommen bin und will einige Beispiele des in automatischer Weise Niedergeschriebenen geben, ohne mir ein Urteil über die Ursache dieser eigentümlichen Erscheinung zu gestatten. Vielmehr mag der Leser sich seine Meinung darüber, wie diese Niederzeichnungen zu stande gekommen seien, selbst bilden. Will man sie als von meinem „unbewußten Selbst" verfaßt ansehen — meinetwegen — nur eines bitte ich mir aus: Man möge mich nicht beschuldigen, mit Bewußtsein zu schreiben, wenn ich auf das bestimmteste versichere, wie ich hiermit thue, daß diese schriftlichen Erzeugnisse aus meiner Feder, die meine Hand wie gewöhnlich gefaßt hielt, geflossen sind, während ich selbst gar nichts bestimmtes schreiben wollte und also auch keine Ahnung davon hatte, was die anscheinend selbstthätige Feder auf das Papier niederschreiben würde. Ich will gar nicht untersuchen, ob meine Hand durch den Willen eines Verstorbenen oder eines Lebenden

oder auch unbewußterweise durch mich gelenkt worden sei; ich erzähle nur, daß ich die Spitze der Feder aufs Papier hielt und daß alles Uebrige der rätselhafte Schriftsteller selbst besorgte.

Wie kommt das Schreiben an mich heran?

Zwar sind Mitteilungen dieser Art mir schon zu jeder beliebigen Stunde und an jedem beliebigen Ort zu teil geworden, aber es hängt fast gänzlich von meiner freien Entschließung ab, ob sie kommen dürfen oder nicht. Nämlich, wenn ich keine Feder oder keinen Bleistift in die Hand nehme, mich nicht „passiv" mache und auf eine Botschaft warte, dann wird mir auch keine Botschaft zu teil; wie ich auch noch niemanden durch den Fernsprecher mit mir habe reden hören, wenn ich nicht die Hörleitung an mein Ohr gelegt hatte. In der That besteht zwischen dem Verkehr durch den Fernsprecher und dem durch das automatische Schreiben eine unverkennbare Aehnlichkeit, nur daß bei ersterem der Empfänger einer Nachricht durch den Absender, der am anderen Ende der Linie steht, angeklingelt zu werden pflegt. Vielleicht haben andere es anders erlebt, was mich jedoch betrifft, so bin ich nie durch die Unsichtbaren „angeklingelt" worden. Anscheinend haben dieselben keinerlei Mittel, sich mit mir in Verbindung zu setzen, wenn ich ihnen nicht meine Hand zur Verfügung stelle. Und auch dann bedienen sie sich am liebsten meiner Hand, wenn ich allein bin. Sie beklagen sich sogar häufig darüber, daß ich ihnen keine Möglichkeit, mit mir zu verkehren, gebe, wenn meine Zeit mir einmal nicht gestattet, sie eine Weile schreiben zu lassen.

Wie bereite ich mich zum Schreiben vor?

Die Vorbereitung ist die denkbar einfachste. In der Regel geht es am besten, wenn ich allein bin, aber auch in Gegenwart eines Freundes habe ich nicht wenige Botschaften erhalten. Meine Hand schreibt fast ganz gleichmäßig, wenn sie unabhängig von meinem Bewußtsein arbeitet. Nicht immer schreibt sie eine Botschaft zu Ende, vielmehr deutet sie oft nach wenigen Zeilen unvermutet an, daß das Schreiben für diesmal aufhören solle. Einst in einem kleinen Kreise Westends weigerte sich meine Hand trotz zweimaligen Versuches überhaupt zu schreiben, und als zuguterletzt ein dritter Versuch gemacht wurde, schrieb sie kurz und bündig: „Diese Sitzung soll sofort aufhören". Als Grund dieses Befehls gab das unsichtbare Schreibwesen an, es könne die Gegenwart eines zweiten unsichtbaren Wesens, welches einen gleichfalls anwesenden automatisch Schreibenden beeinflusse, nicht ertragen.

Ich pflege meine Feder ganz wie gewöhnlich in der Hand zu halten, ich lasse Handgelenk und Arm nicht auf dem Papier ruhen, um die Reibung zu vermindern; auf diese Weise kommt die Feder möglichst vollständig unter die geheimnisvolle Gewalt, welche man nennen mag, wie man will. Anfangs pflegt die Feder Neigung zu zeigen, sich in allerlei Gekritzel zu ergehen, aber schon nach kurzer Zeit schreibt sie leserlich.

Einige automatische Schreiber schreiben mit geschlossenen Augen ebenso gut als mit offenen; ich schreibe dagegen am besten, wenn ich die Worte aus der Feder kommen sehe.

Die Hauptschwierigkeit.

Eine sehr einleuchtende Gefahr entsteht, wenn meine Hand Verse schreibt, zumal gereimte Verse, denn das Reimwort läßt einen entsprechenden Reim in mir anklingen; hierdurch erregt sich mein Nachdenken, meine eigenen Gedanken vermischen sich mit denen der sich mitteilenden „Intelligenz“ und das Ergebnis ist Wirrwarr. Dies ist der Hauptfehler meiner Mittlerschaft. In solchen Fällen habe ich Mühe, meine Passivität zu bewahren, der Gang meiner Gedanken verwirrt sich mit der Botschaft und alles wird verdorben. Was übrigens die Schriftzüge meiner automatischen Hand betrifft, so sind sie verschieden von meiner natürlichen Handschrift. Automatisch schreibe ich immer senkrecht oder von links nach rechts geneigt, während ich sonst von rechts nach links geneigt schreibe. Wenn eine neue Botschaft anfängt, versucht meine Hand öfters, die Handschrift des angeblichen Uebermittlers nachzuahmen; aber gleich darauf verfällt sie wieder in ihre gewöhnlichen automatischen Schriftzüge. Ich brauche nur wenige Sekunden auf eine Botschaft zu warten, aber die meisten Anfänger werden gleich mir die Erfahrung machen, daß sie sich einige Zeit in Geduld zu fassen haben.

Die Sprache des geheimnisvollen Schreibers.

Jedesmal wenn meine Hand zu schreiben anfängt, kommt zuerst der Name des angeblichen Schreibers, und der wiederholte Name bedeutet das Ende der diesmaligen Mitteilung. Nur in meiner Landessprache habe ich bisher eine Mitteilung empfangen; jedoch sind Uebermittelungen in fremden und besonders asiatischen Sprachen nicht selten. Ein gewisser Herr Glendinning empfing z. B. eine lange Botschaft in veralteten japanischen Schriftzeichen, deren Sinn so lange dunkel blieb, bis bei Gelegenheit der japanischen Ausstellung ein japanischer Student die Schrift erkannte und sie ins Englische übersetzte. Am folgenden Tage schickte mir ein Geistlicher der unabhängigen Kirche in Sheffield einige Bogen automatischer Schrift, welche die Sachverständigen des britischen Museums als ein verdorbenes Sanskrit erkannten. Aehnliches haben andere automatisch Schreibende erlebt.

Wer ist denn eigentlich der „Unsichtbare“?

Wenn wir uns nun nach dem sich mitteilenden denkenden Wesen erkundigen wollen, werden m. E. sogar die Herren Podmore und Hudson zugeben, daß ihre beliebte Erklärungsweise, nämlich die Telepathie, nicht zu erklären vermag, wie ich aus meinem eigenen Innern Botschaften, wie ich sie empfangen habe, hätte niederschreiben können. Mag die bewirkende Ursache des automatischen Schreibens sich verhalten, wie sie

wolle, niemals zögert meine Hand auch nur einen Augenblick, zu betonen, daß sie von einem persönlichen denkenden Wesen geführt werde. Dies jedoch mag immerhin noch als meine persönliche Meinung gelten. Aber alle diejenigen, welche meiner Feder sich bedienen, behaupten in diesem Punkt dasselbe. Sie stimmen alle darin überein, daß sie entweder die Geister Abgeschiedener oder Lebender seien. Jedes dieser geheimnisvollen Wesen hat seinen eigenen Charakter, der eben so verschieden ist wie der jener Männer und Frauen, denen wir jeden Tag im Leben begegnen, und wenn nun ein ausgedehnter Verkehr stattfindet, wie im Falle der „Julie", so ist die Folgerung schwer zu leugnen, daß man es mit einer deutlich bestimmten und bezeichneten Persönlichkeit zu thun hat.

Indem ich nun meine Erlebnisse durch den Druck veröffentliche, gebe ich aus entgegenstehenden Gründen nicht die wahren Namen der betreffenden Personen an. Ihre vollen Namen stehen mit allen bestätigenden Einzelheiten in dem Bericht, den ich für die „Psychical Research Society" abgefaßt habe. Hier habe ich nur mitzuteilen, daß sich diese Namen des höchsten Ansehens erfreuen, ja, einige derselben haben Weltruf, und bevor ich an die Veröffentlichung dieser Erzählungen ging, habe ich meine Arbeit ihnen unterbreitet und mir die Genauigkeit derselben in allen Teilen, welche sie persönlich angehen, bestätigen lassen. Einen Teil dieser Erlebnisse habe ich in meine Weihnachtsgeschichte „Von der alten zur neuen Welt" verflochten, von wo ich sie nun wieder an ihre richtige Stelle zurückbringe.

Was sind Briefe von dunkler Herkunft?

Wenn schließlich eine meiner Freundinnen bemerkt hat, daß mein „Spuk" in „Steadischer" Art schreibe, so erkenne ich das gerne als richtig an. Denn der Lichtstrahl, welcher durch gefärbten Krystall fällt, wird notwendigerweise durch die Farbe gedunkelt erscheinen. Während ihres Erdenwandels hat meine Freundin sich in fast völliger Uebereinstimmung in den meisten Fragen mit mir befunden, über welche ich nun nach ihrem Abscheiden angeblich von ihr herrührende Mitteilungen empfangen habe. Warum soll ich annehmen, daß durch die bloße Befreiung vom Leibe ihre Denkungsart eine ganz andere geworden sei? Dennoch nehme ich für ihre Mitteilungen keine andere Bedeutung in Anspruch, als welche sie durch die ihnen innewohnende Wahrheit selbst verdienen. Ich schrieb sie in gänzlich passivem Zustande, also ohne Beteiligung meines Wissens und Willens, nieder; das spricht doch für die Thatsache, daß sie mir aus einer außerhalb meines Ichs befindlichen Quelle zuflossen; aber selbst diese Thatsache allein macht sie noch nicht bedeutungsvoll und maßgebend. Alle automatischen Handschriften sind Briefe von dunkler Herkunft, durch eine willenlose Hand geschrieben; ich habe sie alle gleicherweise demgemäß angesehen und ich habe mir über jede einzelne derartige Mitteilung lediglich nach der Klarheit, welche sie über ihre Echtheit und die Genauigkeit ihres Inhalts gewähren, ein Urteil zu bilden gesucht.

Wie ich zu schreiben anfing.

Erst im Sommer 1892 bin ich mir der Fähigkeit automatischen Schreibens bewußt geworden. Die Sache ging so zu. Damals war eine junge Dame in meiner Schreiberstube angestellt, Tochter eines indischen Beamten, welche seit einiger Zeit jene sonderbare Fähigkeit besaß. Sie glaubte zwar selbst nicht recht an ihre Kraft und hatte anfangs gar keine Lust, dieselbe in meiner Gegenwart zu versuchen.

„Friedrich"

Als sie sich jedoch eines Tages im Frühling mit einer Freundin in Surrey aufhielt, machte sie den Versuch, ob ihre Hand schreiben würde oder nicht. Sofort wurde zu ihrer Ueberraschung ihre Hand von einer „Intelligenz" ergriffen, welche sich „Friedrich" nannte und eine sehr zierliche, reine und deutliche Schrift schrieb, die sehr gegen die Handschrift ihrer sonstigen „handlenkenden Geister" abstach. Er begann stets mit den Worten: „Hier bin ich — Friedrich". Um der gegenwärtigen Freundin Willen behauptete „Friedrich" gekommen zu sein, und die von ihm gelenkte Hand berichtete genau eine Reihe von Umständen, welche nur sie näher angingen.

Die Dame kehrte nunmehr in die Stadt zurück und erzählte mir ihr Erlebnis; nach einigem Drängen meinerseits willigte sie ein, den Versuch zu machen, ob er auch in meiner Gegenwart „Friedrich" schreiben würde. Er that es sofort, und viele Mitteilungen, teils sehr deutlichen teils ungewissen Inhalts, wurden vermittelst ihrer Hand durch den genannten „Friedrich" gemacht.

Frau D—.

Einmal schrieb „Friedrich", daß Frau D—., eine Verstorbene, deren Sohn mir bekannt war, dicht bei mir stände, beinahe meine Schulter berührend, und mir etwas zu sagen wünschte. Er machte darauf verschiedene, den Sohn betreffende Angaben, welche sämtlich sehr sinnvoll waren.

Ein anderes Mal gab er plötzlich kund, daß dieselbe Frau da wäre und ohne seine Vermittelung mir etwas zu sagen wünschte. Ich sagte darauf: „Das kann unmöglich geschehen, denn ich bin blind, taub und stumm in allen übersinnlichen Dingen". Hierauf schrieb „Friedrich", daß Frau D—. durch meine Hand schreiben könnte, wenn ich ihr dazu Gelegenheit gäbe. Ich nahm sofort einen Bleistift und wartete auf das Ergriffenwerden. Ich wartete fünf Minuten, nichts kam, meine Hand blieb völlig bewegungslos, ich legte den Bleistift wieder hin und sagte: „Es nützt ja nichts!" „Friedrich" schrieb darauf: — immer durch die Hand der jungen Dame — „Sie sind zu ungeduldig, Sie müssen Frau D—. mehr Zeit lassen". Nach einigem Sträuben sagte ich: „Ich will ihr noch einmal fünf Minuten schenken". Wieder verging dieser Zeitraum ohne Erfolg;

wieder legte ich den Bleistift hin und sagte: „dabei kommt nichts heraus. Ich bin nun einmal zum Medium gänzlich untauglich; wenn Frau D—. mir etwas zu sagen hat, muß sie es durch „Friedrich“ und sein Medium thun. Ich werde niemals fähig sein, eine durch mich selbst vermittelte Schrift zu empfangen“.

Eine oder zwei Wochen später schrieb „Friedrich“: „Frau D—. ist wieder da und weint diesmal bitterlich“.

„Was fehlt denn der guten Frau?“, fragte ich.

„Friedrich“ schrieb: „Sie will Herrn Stead etwas sagen, aber wegen seiner Ungeduld giebt er ihr keine Möglichkeit, sich seiner Hand zu bedienen“. Ich erwiderte ziemlich grob: „Zweimal habe ich ihr dazu die Möglichkeit gegeben, aber ich will mich nicht von einem Spuk zum Narren halten lassen, der dann nicht schreiben will, wenn ihm Gelegenheit dazu gegeben wird“.

„Friedrich“ schrieb: „Frau D—. bittet, doch noch einmal den Versuch zu machen.“

Ich darauf: „Schön, ich will noch einen Versuch mit ihr machen, aber ich habe keine Zeit dazu, mit dem Bleistift in der Hand still zu sitzen und darauf zu lauern, daß er sich bewege, da es nach meiner bisherigen Erfahrung doch nicht zum Schreiben kommt“.

„Friedrich“ schrieb darauf: „Frau D—. will so gern, geben Sie ihr morgenfrüh neun Minuten Zeit, ehe Sie an Ihre Arbeit gehen“.

Meine erste Mitteilung.

Ich sagte zu und machte den Versuch am nächsten Morgen. Kaum hatte ich drei Minuten gesessen, als meine Hand sich zu bewegen anfing, freilich erst zitternd und fast sinnlose Zeichen kritzelnd. Aber nach wenig Augenblicken wurden diese Zeichen immer leserlicher und endlich kam aus meiner Feder langsam und deutlich, wie mit großer Anstrengung, ein Auftrag heraus wie folgt: „Ich beschwöre Sie, thun Sie alles, was in Ihren Kräften steht, meinen Sohn zu retten“. Als dieser kurze Auftrag auf dem Papier stand, schien die handlenkende Kraft erschöpft, und meine Hand wollte nichts mehr schreiben.

Nun folgte eine andere Enthüllung, meine Hand wurde durch jemanden gefaßt, der sich „Heinrich Lee“ nannte und folgendes mitteilte: „Ich bin ein entkörperter Geist, zu meinen Lebzeiten in Manchester war ich Ihr erbitterter Feind, nun aber bin ich da, um Frau D—. zu helfen, daß sie Ihrer Hand mächtig werde, denn ich bin stärker als sie“. Von ihm empfing ich nun verschiedene Mitteilungen, von denen einige recht verständig waren; aber von den Angaben, welche er über seine eigene Person machte, bewahrheitete sich mir keine einzige, und da er verschiedene ganz unsinnige Aussagen über einige meiner Freunde machte, setzte ich ihn aufs Trockene und ließ ihn vorläufig nicht wieder schreiben. Frau D—. dagegen schrieb ordentlich, aber immer mit großer Anstrengung.

Julie.

So standen die Dinge, als ich mich für eine Zeitlang auf's Land begab, eingeladen von einem Herrn, den ich Tracy nennen will. Im selben Hause wohnte ein Fräulein E—., welche mich nach einer bewährten Hellseherin (einem Medium) fragte. „Ich kenne eine solche", gab ich zur Antwort, „wenn Sie wieder nach London kommen, will ich Sie bei Frau Davies einführen, aber warum wollen Sie eine solche Person kennen lernen?" Sie erwiderte: „Julie, meine liebste Freundin, ist voriges Jahr gestorben, wir haben unter einander die Abrede getroffen, daß diejenige, welche zuerst sterben werde, wenn es ihr möglich sei, der Ueberlebenden sich kundthun solle".

„Nun" — fuhr Fräulein E—. fort, „ist mir Julie seit ihrem Tode zweimal erschienen, das erste Mal kurz nach ihrem Tode, das zweite Mal diese vorletzte Nacht, hier in meinem Zimmer. In beiden Fällen habe ich die Erscheinung in derselben Weise gesehen; ich wurde plötzlich aus dem Schlaf geweckt und sah sie an meinem Bett stehen. Dann verschwand sie, und nur eine Helligkeit blieb eine Weile auf dem Platz zurück, wo sie gestanden hatte. Das erste Mal hielt ich's noch für eine Sinnestäuschung, da ich über ihren kürzlichen Tod auf's tiefste betrübt war, aber in der vorletzten Nacht konnte keine Täuschung obwalten. Ich sah sie ganz deutlich, ich weiß, daß es nur Julie sein kann, die ihrem Versprechen gemäß wiedergekommen ist. Sprechen aber habe ich sie nicht gehört, und der Gedanke ist mir unerträglich, daß sie mir vielleicht etwas sagen wollte, was ich nicht vernehmen konnte. Deshalb dachte ich an Sie, ob Sie nicht eine Hellseherin wüßten, die mir mitteilen kann, was Julie mir sagen will".

Meine frühere Bekanntschaft mit Julie.

Im Jahre 1890 sah ich Julie zum ersten Mal. Wir hatten gelegentlich in Briefwechsel gestanden, und daher besuchte sie mich in meinem Arbeitszimmer, als sie nach Ober-Ammergau wollte. Nach ihrer Rückkehr besuchte sie mit einer Freundin meine Familie in Wimbledon.

Auch nach ihrer Rückkehr schrieb sie mir dann und wann, denn wir verstanden uns gut in mancherlei öffentlichen Fragen, und sie war so liebenswürdig gewesen, sogar auf ihrem Ausflug durch Europa Briefe an mich zu senden als an einen, der sie wie ein „lieber Bruder" aufgenommen habe. Sie war ungefähr 30 Jahre alt, eine hingebende und begeisterte Christin und eine der vielversprechendsten und begabtesten schriftstellernden Damen meiner Bekanntschaft.

Wie sie zu schreiben anfing.

Selbstverständlich war ich sehr betroffen darüber, daß Julie wirklich innerhalb der letzten ein oder zwei Tage ihrer Freundin erschienen sein sollte; deshalb erklärte ich mit dem größten Vergnügen meine Bereitschaft,

Fräulein E—. bei Frau Russell Davies einzuführen. „Aber“, fuhr ich fort, „meine Hand hat neuerdings zu schreiben angefangen, und wenn Sie nichts dagegen haben, will ich Julie fragen, ob sie sich meiner Hand bedienen will; sie kennt mich ja, obwohl nur oberflächlich, und es kann ja auf keinen Fall etwas schaden, den Versuch zu machen“.

Fräulein E—. erklärte sich freudig einverstanden, und wir gingen zu etwas anderem über.

Am darauf folgenden Sonntag Morgen war ich allein in meinem Schlafzimmer, setzte mich ans Fenster mit dem Bleistift in der Hand und sagte: „Nun, Fräulein, sind Sie da und wollen sich meiner Hand bedienen — da ist sie — wenn Sie etwas an Fräulein E—. zu bestellen haben“. Beinahe sofort fing meine Hand zu schreiben an, weder in meiner Handschrift, noch in derjenigen der Frau D—. oder des Heinrich Lee; die Handschrift war klar und deutlich, sie schrieb wie folgt: „Julie. — Raten Sie Fräulein E—., sich nicht zu viel Sorge um Herrn Tracy zu machen; wir werden schon auf Herrn Tracy achtgeben. — Julie“. —

Ich darauf: „Ganz gut, aber woher soll ich wissen, daß diese Schrift nicht lediglich Sache meines unbewußten Ich sei? Woher soll ich wissen, daß Sie es sind, Julie? Können Sie mir einen Beweis geben?“

Meine Hand schrieb: „Ja“.

Ich sagte: „Also fahren Sie fort!“

Der Minerva Beweis.

Meine Hand schrieb: „Sagen Sie Fräulein E—., sie solle sich daran erinnern, was ich ihr sagte, als wir das letzte Mal mit Minerva zusammen waren“.

Das Wort „Minerva“ wurde zwar sehr langsam, aber sehr deutlich durch meine Feder gebildet. Ich konnte mir bei meinem Leben nicht vorstellen, was ich beim Schreiben dieses Wortes schreiben würde. Ich bat darauf, dieses Wort noch einmal zu schreiben. Als ich nun deutlich „Minerva“ las, war mir klar, daß hier ein Irrtum vorliegen müsse.

„Das ist ja aber Unsinn“, sagte ich.

Dann fiel mir ein, daß „Minerva“ möglicherweise ein Ort sein könne, benennen doch die Amerikaner manchmal ihre Städte mit klassischen Namen.

Ich fragte also: „Ist „Minerva“ ein Ort?“

Meine Hand schrieb: „Nein“.

„Ist es eine Person? Meinen Sie am Ende Minerva, die heidnische Göttin?“

„Ja“.

„Aber das ist ja Unsinn. Wie können denn Sie und Fräulein E—. zur Minerva kommen?“

Da schrieb meine Hand: „Macht nichts, geben Sie diese Botschaft an Fräulein E—., sie wird sie verstehen. — Julie“.

Ich war etwas enttäuscht. Immerhin bleibt es eine eigene Aufgabe und ein eigen Ding, jemandem zu erzählen, man habe eine Botschaft von

dem entkörperten Geist einer Freundin empfangen. Ich war im Zweifel, ob ich der Sache von Fräulein E—. Erwähnung thun solle. Am Ende ging ich hinunter zum Frühstück in der Meinung, es sei alles in allem besser, ihr nichts davon zu erzählen, da die Probe doch gar zu sinnlos ausgefallen sei.

Nach dem Frühstück schien es mir denn doch geraten, unter gehöriger Beobachtung der Vorsicht die Sache zu berühren, und sobald Fräulein E—. in mein Arbeitszimmer trat, sagte ich: „Ich habe eine Mitteilung empfangen, die von Julie herkommen will, aber ich habe nicht die geringste Lust, sie Ihnen zu zeigen, weil der gegebene Beweis so lächerlich ist, daß ich ihn nicht wiederholen mag“. Natürlich bat sie mich nun inständig, ihr die erhaltene Botschaft mitzuteilen. Ich las ihr somit die Botschaft vor und sagte: „Das mag ja ganz gut sein, aber das kann ja jeder geschrieben haben, und was mich ärgert, ist die riesige Dummheit des gegebenen Identitäts-Beweises“. Wieder bat sie inständig, ihn ihr zu nennen. Ich zögerte und sagte ihr sehr aufrichtig: „Das ist so bedenklicher Unsinn, daß die ganze Sache dadurch lächerlich wird“. Schließlich mußte ich ihr, immer noch die Sache verteidigend, den Beweis vorlesen.

„Sagen sie Fräulein E—., sie solle sich daran erinnern, was ich ihr sagte, als wir das letzte Mal mit Minerva zusammen waren“.

Zu meiner Ueberraschung wurde Fräulein E—. sehr ernst und sagte: „Ich erinnere mich der Sache vollkommen deutlich“.

„Wessen erinnern Sie sich denn?“, fragte ich; „dies ist ja Unsinn“.

„Freilich“, erwiderte Fräulein E—., meine Freundin sagte damals genau dasselbe, was Ihre Hand heute morgen geschrieben hat“.

„Aber wie konnten Sie denn zur Minerva kommen? Das ist ja Unsinn!“ Darauf lächelte Fräulein E—. „Verzeihung, ich vergaß — natürlich können Sie nichts von Minerva wissen; sehen Sie, den Namen Minerva gab Julie auf ihrem Sterbebett unserer Freundin A—.“

„Wahrhaftig?“

„So ist es“, fuhr Fräulein E—. fort, „wir sahen Minerva zum letzten Mal zusammen einen Tag vor Juliens Tod; Fräulein A—. war ins Krankenhaus gekommen, um unsere Julie zu begrüßen, und bei dieser Gelegenheit bat mich die Kranke, mir keine Sorge um Herrn Tracy zu machen“.

Ich fiel vor Staunen fast auf den Rücken. Gerade der Umstand, der mir der höchste Unsinn zu sein schien, war nun der klarste Beweis für die Persönlichkeit des sich mitteilenden Geisteswesens geworden.

„Aber wie kam die Dame dazu, Fräulein A—. Minerva zu nennen?“, fragte ich noch.

„Wohl mit Beziehung auf ihren Charakter, denke ich“, gab Fräulein E—. zurück; „aber besonders auch deshalb, weil sie eine Steinbrosche trug, auf welcher der Kopf der Minerva eingeschnitten war“.

Noch ein Beweis.

„Gut", erwiderte ich, „es scheint in der That so, daß Julie durch meine Hand geschrieben hat. Ist das wirklich der Fall, so thue ich am besten, mich sofort wieder an den Schreibtisch zu setzen, und Sie können dann fragen, was Sie wollen".

Gesagt gethan. Fräulein E—. that einige Fragen, welche sofort durch meine Hand beantwortet wurden, aber sie boten keine Gewähr dafür, daß gerade Julie die Hand lenkte. Nachdem dieses Spiel eine Weile gewährt hatte, sagte ich: „Bitte um Entschuldigung, Fräulein E—., das mag für Sie sehr interessant sein, ist es aber nicht für mich. Wollen Sie nicht erlauben, an Julie eine Frage zu richten?"

Ich redete sodann meine Hand an oder Julie, als ob sie zugegen wäre, wie folgt: „Was Sie für Fräulein E—. geschrieben haben, mag für sie sehr nett sein, ist es aber nicht für mich. Die „Minerva" war zwar gut, ich möchte aber noch einen andern Beweis haben. Können Sie mir nicht noch einen geben?"

Die Hand schrieb: „Ja".

„Schön", sagte ich, „bitte, erzählen Sie irgend ein Ereignis aus Ihrem Leben, es braucht nur ein ganz gewöhnliches Ereignis zu sein, welches ich unmöglich wissen kann, aber dessen sich Fräulein E—. entsinnen kann. Können Sie das?"

Wieder schrieb die Hand: „Ja".

„Also los", sagte ich.

Darauf schrieb meine Hand: „Fragen Sie doch Fräulein E—., ob sie sich nicht entsinne, daß sie einst, als wir zusammen waren, gefallen sei und sich ihr Rückgrat verletzt habe".

„Schön", sagte ich, und las die letzten Worte, die meine Feder eben niedergeschrieben hatte, laut vor, „das ist sicherlich nach meinem Begriffe ein guter Beweis, denn ich habe nie etwas davon gehört, daß Sie sich Ihr Rückgrat verletzt haben".

Aber als ich mich nun zu Fräulein E—. wandte, bemerkte ich, daß ihr Antlitz blaß und erschrocken aussah.

„Nun, was sagen Sie dazu?"

„Ich", erwiderte Fräulein E—., „entsinne mich nicht, jemals mein Rückgrat verletzt zu haben".

„Da sehen Sie", sagte ich, meine Hand anredend, „daß Ihr Beweis gescheitert ist. Ich wünsche von Ihnen einen Beweis von Ihrer Gegenwart. Sie haben mir einen gegeben, aber Fräulein E—. hat von ihm keine Ahnung. Also ist Ihr Beweis null und nichtig".

„Nein", schrieb meine Hand, „das ist er nicht! Sie hat es nur vergessen!"

„Das kann jeder sagen", erwiderte ich, „der Beweis ist doch unkräftig. Aber können Sie denn nicht Ihre Erinnerung an die Sache wachrufen?"

„Ja, das kann ich".

„Also los damit“, sagte ich. „Wie lange ist es denn her?“

„Es ist sieben Jahre her“.

„Wo geschah es denn?“

„In Johnstown. Wir waren auf dem Wege nach Hause, als sie auf dem steinernen Rande des Fußsteiges fehltrat, niederfiel und sich am Rückenkreuz verletzte“.

Diese Kundgebung las ich Fräulein E—. vor, welche an der anderen Seite des Schreibtisches saß. Kaum hatte ich vollendet, als sie ausrief: „Nun entsinne ich mich der Sache sehr gut. Wir gingen zusammen nach Hause aus dem Schreibzimmer, ich trat fehl und fiel hin. Ich verletzte mein Rückenkreuz. O, nun ist mir die Erinnerung ganz klar“.

Ein ungewöhnlicher Briefwechsel.

Bald darauf kehrte ich nach London zurück. Als ich etwa eine Woche in London gewesen war, erhielt ich einen Brief von Fräulein E—. vom 23. Juli — folgenden Inhalts: „Wie sonderbar benimmt sich doch Julie, die mir nahe zu sein behauptet, und die mir trotzdem in meiner jetzigen, schwierigen Lage keinen Rat giebt!“

Am nächsten Tage, Sonntag den 24. Juli, in Wimbledon, sagte ich zu Julie: „Sie sehen Fräulein E—'s Brief, ich stelle Ihnen eine halbe Stunde meine Hand zur Verfügung. Können Sie ihr nicht einen Brief schreiben, gerade so, als ob Sie noch auf dieser Erde lebten?“ Ich versah den vor mir liegenden Briefbogen mit der Angabe des Tages und gab meine Hand dann frei. Sofort schrieb sie: „Meine geliebte E—. Wie können Sie sagen, daß ich Sie in Ihren Nöten ohne Führung lasse? Ich bin immer bei Ihnen und beeinflusse Sie durch liebende Gedanken. Da ich mich nur der Hand des Herrn Stead bedienen kann, werde ich Ihnen noch mehr sein. Sie müssen es aber zunächst einmal prüfen und begreifen lernen, wie es kommen kann, daß ich mit Ihnen in Verkehr trete“.

Nun folgt ein Bericht über ihre Erlebnisse nach dem Tode, den ich in der Weihnachtsnummer der Review of Reviews veröffentlicht habe. Ich wiederhole ihn hier kurz als den

dritten Beweis.

Nachdem sie beschrieben, wie sie sich außerhalb ihres Leibes wiedergefunden hatte, fuhr sie fort:

„Ich wartete ein wenig; da öffnete sich die Thür, Frau — kam herein. Sie war sehr betrübt“.

Ferner teilte sie mit, daß sie an einen Ort entrückt sei, wo sie ihre im Tode vorausgegangenen Freundinnen wiedersehen solle. Sie erzählte:

„Als wir dahin gekommen waren, sah ich mehrere Freundinnen, unter anderen waren da folgende: . . . .“ Dann beschreibt sie, wie sie zurückkam um Fräulein E—. und Fräulein A—. zu sehen, und bricht ihre Erzählung ab mit dem folgenden Satze:

„Nachdem ich Minerva verlassen hatte, wollte ich Fräulein B—. sehen".

Die halbe Stunde war nun um, ich mußte in die Kirche gehen. Ich mochte den Brief nicht abschicken; ich kannte ja die Namen nicht, welche darin erwähnt waren. Die Erzählung war so wunderbar, und ich wünschte ebensosehr, daß sie wahr sein möge als ich fürchtete, daß sämtliche Namen verkehrt sein würden, sodaß ich den Brief an Fräulein E—. nicht schicken mochte.

Am nächsten Tage schrieb meine Hand: „Schicken Sie doch bitte meinen Brief an E—.".

Ich erwiderte: „Aber Sie haben ihn ja noch nicht fertig geschrieben".

Die Hand schrieb: „Ich will ihn ein andermal fertig schreiben".

Der wahre Grund, den Brief nicht abzuschicken, war, wie gesagt, meine Furcht, daß alle Namen verkehrt sein würden. Aber da meine schreibende Hand fortfuhr, auf das Abschicken zu dringen, gab ich ihn auf die Post und erwartete mit etwas Angst und Zittern das Ergebnis. Am 29. Juli kam Fräulein E—. zu mir auf mein Arbeitszimmer. Sofort fing sie an:

„O Herr Stead, hier kann kein Zweifel mehr sein. Julie muß die Schreibende sein. Sie kennen ja nicht eine der Personen, von denen sie schreibt".

„Wie", sagte ich, indem mir ein Stein vom Herzen fiel, „sind denn die Namen alle richtig?"

„Ja", erwiderte Fräulein E—., „alle Namen sind richtig. Ich kenne sie alle; nur einen nicht".

„Wer sind sie denn?", fragte ich.

„Da zuerst Frau H—. Frau H—. war die Wärterin, welche unserer sterbenden Julie aufwartete".

„Dann die anderen. Wer war Amy?"

„Amy", sagte Fräulein E—., „war Juliens kleine Schwester, welche drei Jahre alt gestorben ist".

„Und Frau W—.?"

„Frau W—. war ihre verheiratete Schwester, welche vor einiger Zeit gestorben ist. Frau M—., wer die gewesen ist, weiß ich nicht. Der Name ist undeutlich. Aber Herr W—. war ihr Schwager, der ist auch schon tot".

Nun fühlte ich mich auf festem Grund und Boden stehen, und von jetzt an schrieb Julie während einiger Monate an jedem Sonntag durch meine Hand an Fräulein E—. Mit diesen Briefen scheint Julie nichts anderes bezweckt zu haben, als was irgend ein Mensch will, der in der Fremde weilt; denn nun, da wir von ihrer Persönlichkeit überzeugt worden waren, wünschte sie weiter nichts, als freundlich mit ihren Freunden zu verkehren, ohne sich hinfort um treffende Beweise von ihrer persönlichen Fortdauer nach dem Tode zu bekümmern.

Eine eingetroffene Weissagung.

Julie bewies schon durch ihre frühesten Mitteilungen, daß sie kommende Ereignisse vorhersagen könnte, welche selbst die zunächst betroffenen Personen nicht wußten. Ich habe bisher hiervon nichts gesagt, um nunmehr die Sache für sich selbst reden zu lassen.

Schon den ersten Tag, an welchem Julie durch meine Hand schrieb, erschreckte sie uns durch die Behauptung, daß Herr Tracy genötigt sein würde, im Herbst wieder nach Indien zu gehen. Da Herr Tracy eben erst von Indien zurückgekommen war und den Herbst und Winter geschäftlich thätig in London zu vollbringen gedachte, erschien uns diese Angabe sehr seltsam und wurde sowohl von Fräulein E—. als auch von Herrn Tracy als gänzlich unglaubwürdig belächelt. Indessen — Julie beharrte darauf, daß Herr Tracy wieder nach Indien gehen würde. Sie setzte auch Fräulein E—. die Gründe auseinander, welche eine Rückkehr nach Indien für ihn notwendig machen sollten. Sie verkündigte die Reise in den ersten Tagen des Juli und ich teilte es sofort Fräulein E—. mit und sehr bald darauf auch anderen Genossen des Hauses. Allein jeder fand den Gedanken einer Rückkehr des Herrn Tracy nach Indien lächerlich. Julie jedoch beharrte in ihrer Aussage.

Am 14. August schrieb sie:

„Seit meinem letzten Schreiben habe ich A—'s Mutter gesehen. Sie bittet mich, Ihnen mitzuteilen, daß Herr Tracy um A—'s Willen nach Indien gehen muß, wie Sie bald sehen werden. A—. wird nicht im stande sein, ohne ihn fertig zu werden. Aber das habe ich Ihnen ja schon erzählt, und nun wird der Zeitpunkt schnell herankommen, in welchem Sie nicht länger in Ihrem Unglauben verharren können. Denn Sie werden dann den Beweis für die Wahrheit meiner Worte in Händen haben".

Schon am folgenden Tage schrieb sie: „A—. wird nach England kommen, aber sie wird Herrn Tracy mit sich nach Indien zurücknehmen".

Am 14. August fragte ich sie: „Wie geht das zu, daß Sie die Sache vorhersehen können?"

Ihre Antwort: „Wir können nur das vorhersehen, was uns zu sehen gegeben ist; aber wir können nicht alles sehen, was wir sehen möchten. Ich kann z. B. nicht alles vorhersehen, was Sie thun werden, aber einige Sie betreffende Dinge kann ich vorhersehen und von diesen darf ich einiges Ihnen offenbaren. Wiederum ist anderes mir nicht erlaubt, Ihnen zu offenbaren. In dem, was ich wirklich sehe, irre ich mich so leicht nicht".

Von ihrer Fähigkeit, Dinge zu gewahren, die mir verborgen waren, gab sie gerade jetzt ein verblüffendes Beispiel.

Herr Tracy behauptete Juliens Kundgebungen und wiederholten Warnungen zum Trotz, daß er an keine Rückkehr nach Indien dächte

und daß er seine geschäftlichen Anordnungen für den Herbst in England treffen müßte.

Eines Morgens schrieb nun Julie wie folgt:

„Sagen Sie doch Fräulein E—., daß Herr Tracy seine nutzlosen Bestimmungen für die Versammlung in Manchester unterlassen möge. Er kann nicht zugleich in Manchester und in Indien sein und da er in Indien sein wird, kann er nicht in Manchester sein. Seine Anordnungen müssen rückgängig gemacht werden".

Ich hatte überhaupt noch nichts von einer Versammlung oder Vereinigung in Manchester gehört und fragte darum Fräulein E—., ob etwas dergleichen im Werke wäre.

„Freilich", erwiderte sie, „das ist ja die große Zusammenkunft in der Free Trade Hall im Herbst; wir haben eben Herrn Tracy dazu bestimmt, ihr beizuwohnen".

„Nun", sagte ich, „Julie versichert aber, daß es unnütz sei; denn Herr Tracy werde an der Manchester Versammlung nicht teilnehmen können, weil er in Indien sein werde".

„Hierin irrt sich Julie", gab sie zurück; „das ist alles Unsinn"!

Kurz darauf ward mir die neue Nachricht, daß Herr Tracy eine Einladung, in einer Versammlung in Abergavenny zu sprechen, ablehnen würde. Es war kein Ort, wo er zu reden verpflichtet war.

Ich schrieb Herrn Tracy und fragte, ob er eingeladen wäre, in Abergavenny eine Rede zu halten.

„Ja", erwiderte er, „aber ich habe die Einladung abgelehnt".

So verging die Zeit. Julie behauptete nach wie vor, Herr Tracy werde nach Indien gehen; dieser aber und Fräulein E—. halten die Sache für lächerlich. Herr Tracy macht seinen Ueberschlag, Herbst und Winter in England zu verbringen; eine Reihe wichtiger Geschäfte wird eingeleitet und über den Rest des Jahres genau verfügt.

Am 11. September schrieb Julie:

„Ich brauche über Herrn Tracy's Reise nach Indien nichts mehr zu sagen, die Sache ist erledigt, und Sie werden nicht wieder zweifeln, ob ich scherze oder im Ernst rede, wenn ich Ihnen Zukünftiges ankündige, damit Sie sich darauf vorbereiten können".

Nichts desto weniger beharrte Fräulein E—. auf ihrer Meinung, daß es Herrn Tracy völlig unmöglich wäre, nach Indien zu gehen, und auch Herr Tracy selber lehnte jeden Gedanken an die Möglichkeit der Reise ab.

Aber in weniger als einem Monat trat alles genau ein, wie es Julie vorhergesagt hatte. — Die wankende Gesundheit der A—. nötigte Herrn Tracy zur plötzlichen Rückkehr nach Indien, und alle Verabredungen wurden hinfällig, genau wie Julie es vorher angekündigt hatte.

Schwerlich möchte man in der Geschichte der Weissagungen eine Prophezeihung finden, welche anfänglich so unwahrscheinlich schien, dennoch so beständig wiederholt und schließlich so vollständig erfüllt wurde, wie diese der Julie von Herrn Tracy's Reisen nach Indien,

welche freilich eine der merkwürdigsten ist, aber wenn auch eine der merkwürdigsten, doch nur eine von vielen ähnlichen prophetischen Mitteilungen, welche ich von ihr empfangen habe.

Die Wahl in Newcastle.

Unter ihnen wähle ich eine zur Mitteilung aus, welche sowohl in Hinsicht ihrer Genauigkeit als auch ihrer Ungenauigkeit sehr merkwürdig ist.

Am 18. August besuchte mich Herr John Morley in meinem Schreibzimmer, bevor er sich zum zweiten Wahlkampf nach Newcastle begab. Er sprach von seinen Aussichten und gab traurig die Besorgnis vor seiner sicheren Niederlage kund. Bei der allgemeinen Wahl war die Wahrheit gegen ihn zu groß gewesen, um irgend welche Hoffnung auf einen Sieg zu verstatten. „Ich gehe", sagte er, „um aus Leibeskräften zu kämpfen; aber über meine gewisse Niederlage gebe ich mich keiner Selbsttäuschung hin".

„Ich kenne Newcastle besser als Sie", erwiderte ich, „die Leute betrinken sich dort wohl gelegentlich, sind aber keine ausgemachten Trunkenbolde. Ich bin fest überzeugt, daß Sie herauskommen werden, freilich wird es einen harten Kampf kosten. Sie müssen sich bis aufs Blut wehren".

Kaum hatte er mein Zimmer verlassen, als ich meine Feder ergriff und Julien fragte: „Können Sie über das Ergebnis in Newcastle etwas voraussehen?" Sofort antwortete sie: „Ja, das kann ich. Morley wird durch eine ungefähre Mehrheit von 140 Stimmen gewählt werden".

Ich erwiderte: „140? Meinen Sie, daß er eine Mehrheit von 140 Stimmen bekommen werde?"

„Nein", schrieb sie.

„Wie viele denn?", fragte ich.

„1400", schrieb sie.

Ich: „Meinen Sie 1400 Stimmen?"

„Ja", schrieb sie, „so wird die Sache ungefähr aussehen". Hierauf ich: „Soll ich das Herrn Morley mitteilen?"

„Ja", erwiderte sie, „Sie können Morley sagen, das würde seine Mehrheit sein. Er wird sich dann möglicherweise überzeugen, daß die Geisterwelt zuverlässig ist".

„Aber wird er wirklich zu dieser Ueberzeugung kommen?"

„Nein", schrieb sie, „er wird es doch nicht einsehen".

Stracks schrieb ich Herrn Morley, daß laut mir gewordener Mitteilung er eine Mehrheit von 1400 Stimmen erlangen würde. Sobald sich diese Verkündigung bewahrheitet hätte, würde ich ihm die Quelle derselben angeben.

Wenn ich selbst Morley's Mehrheit hätte raten sollen, würde ich sie auf ungefähr 200 Stimmen geschätzt haben. Nämlich im nationalliberalen Klub hatte man eine Berechnung der Wahl angestellt, und in diesem

Hause des etwas zu hoffnungsfreudigen Freisinns schwankten die von den Mitgliedern gemutmaßten Mehrheitszahlen zwischen 500 gegen und 750 für Morley.

Am Abend der Wahl, bevor die abgegebenen Stimmen gezählt worden waren, hatte ein wagemutiges Mitglied auf eine Mehrheit von 1000 Stimmen gewettet; aber niemand hatte eine höhere Mehrheit vorherzusagen sich erkühnt.

Am selben Abend, bevor die abgegebenen Stimmen gezählt worden waren, teilte mir ein anderer handlenkender Geist (also nicht Julie) mit, daß Morley gewählt worden wäre. Befragt nach dem genauen Ergebnis, meinte er, die Zahlen nicht ganz deutlich erkennen zu können, annähernd seien sie folgende:

Morley	12,736
Ralli	11,299
Mehrheit	1,437.

Der Unterschied zwischen den Stimmenzahlen der beiden Kandidaten, welche mir der Geist gab, stimmte zuerst nicht mit der Zahl, die er als Morley's Mehrheit angab; ich betonte das, und er änderte eine der Zahlen entsprechend um.

Am folgenden Tage, dem 26. 9 Uhr morgens, wurde das Wahlergebnis bekannt gemacht:

Die Zahlen waren:

John Morley L.	12,983
P. Ralli L. U.	11,244
Mehrheit	1,739

Abends 6 Uhr schrieb Julie:

„Wie freue ich mich über die Wahl in Newcastle. Ich gab Ihnen Morley's Mehrheit mit 1400 an, und er hat, wie Sie sehen, 1700 — also 300 Stimmen mehr als ich gesagt habe. Die Beteiligung an der Wahl war eben größer, als ich erwartet hatte. Da haben Sie wieder einen Beweis dafür, daß ich einige Ereignisse vorhersehen kann; jetzt werden Sie wohl weniger ungläubig sein. Ich werde noch öfter in der Lage sein, Ihnen vorzeitig einiges zu Ihrem eigenen Nutzen mitzuteilen, aber Sie müssen auch daran glauben!“

Die Zuverlässigkeit.

Ich brauche wohl nicht noch mehr Beispiele anzuführen. Die Zuverlässigkeit der oben gemachten Angaben ist durch Zeugen gehörig gesichert in den ursprünglichen Schriften und Briefsammlungen, welche fast alle schon den Herren Professor Sedgwick und Myers vorgelegen haben, und welche vereint mit den bestätigenden Aussagen des Herrn Tracy, der Damen Minerva und E—., und meines Geheimschreibers durch die Psychical Research Society eingesehen werden können.

Julien's Aussagen über die andere Welt.

Julien's Mitteilungen an mich beziehen sich größtenteils auf das Jenseits. Mögen sie wertvoll oder wertlos sein, sie beziehen sich immerhin auf einen Gegenstand, dem man Wichtigkeit nicht wohl absprechen kann. Manchmal schreibt sie, was sie sagen will, ohne meine Fragen abzuwarten, aber meistens antwortet sie einfach auf die von mir gestellten Fragen.

Der Inhalt ihrer Mitteilungen.

Die große Menge der vertraulichen Mitteilungen, welche ich erhalte, bezieht sich auf sittliche Fragen, auf schuldige Pflichterfüllung, oder auf das Verhältnis zu anderen Personen. Julie lobt, tadelt, leitet, warnt oder feuert an mit äußerstem Freimut. Im ganzen überwiegt in ihren Aeußerungen das Loben und Ermutigen. Zeitweilig hat sie sich jedoch gegen mich sehr bekümmert und verstimmt gezeigt und dann pflegt sie sich mit mehr freundschaftlicher als freundlicher Heftigkeit und Kraft auszudrücken. Gelegentlich bedient sie sich zu ihren Mitteilungen auch der Hand eines anderen Freundes, und die Vergleichung dieser zwiefach gegebenen Mitteilungen ist eigenartig und anregend. Der brauchbare Gedankengehalt dieser doppelten Mitteilungen ist ganz derselbe, und Thatsachen, welche beiden Schreibenden unbekannt waren, werden uns in völlig einleuchtender Uebereinstimmung übermittelt.

Dann und wann irrt sich Julie, verwechselt Gedanken mit Gegenständen und erwartet zuversichtlich das Eintreffen von Ereignissen, welche ausbleiben. Auch jetzt z. B. ist sie oft unsicher. Juliens Angaben mögen den Leser von ihrer Aechtheit überzeugen oder nicht; aber selbst der hartnäckigste wird ihre Schönheit und geistige Wahrheit nicht leugnen wollen. Ich führe einige derselben an, nicht um ihres augenfälligen inneren Wertes willen, sondern um ein Beispiel der geistvollen Mitteilungen zu geben, welche unwissende Bestreiter als satanisch und widerchristlich erklären. Wie es sich auch mit anderen handlenkenden Geistern verhalte — Julie wenigstens scheint mir im Jenseits ebenso rechtgläubig geblieben zu sein, wie sie einst im Diesseits gewesen ist.

Im Folgenden gebe ich Auszüge aus Briefen, welche sie an Fräulein E—. geschrieben hat.

Mein Liebling, als ich dich verließ, wähntest du, ich wäre für immer von dir gegangen oder mindestens für so lange, bis auch du zu mir herübergekommen sein würdest. Aber niemals bin ich dir so nahe gewesen, als nachdem ich, wie du es nennst, gestorben war.

Ein fremdartiges, neues Gefühl.

Ich fand mich befreit von meinem Leibe, o was war das für ein fremdartiges neues Gefühl. Ich stand dicht am Bette, auf welchem meine Leiche lag. Ich sah alles in meinem Zimmer ebenso wie vorher, ehe ich meine Augen geschlossen hatte. Ich fühlte keinerlei Schmerz im Sterben;

ich fühlte nur eine große, friedliche Stille. Dann erwachte ich und stand plötzlich außerhalb meines Leibes im Zimmer. Niemand war anfangs zugegen, nur ich und mein abgelegter Leib. Zuerst wunderte ich mich, daß ich mich so wohl fühlte; dann merkte ich plötzlich, daß ich hinübergegangen war.

Ich wartete ein wenig, dann ging die Thür auf, und Frau H—. kam herein. Sie war sehr betrübt und redete mit meinem armseligen Leichnam, als ob ich es selber wäre. Ich stand da und sah sie an, aber alle ihre Gedanken waren auf den armen, alten Körper gerichtet, den ich eben abgelegt hatte. Anfangs machte ich nicht den Versuch zu sprechen, sondern erwartete ruhig das weitere. Dann fühlte ich es wie einen hellen, warmen Lichtstrom ins Zimmer kommen und ich schaute einen Engel. Sie — denn es schien mir ein weibliches Wesen zu sein — kam an mich heran und sprach:

„Ich bin gesandt, dich die Gesetze des neuen Lebens zu lehren".

„Und als ich sie so anstarrte, berührte sie mich freundlich und sprach: „Wir müssen gehen".

Dann verließ ich mein Sterbezimmer und meinen armen, alten Leichnam und ging hinaus. Wie sonderbar! Die Straßen waren voller Geister! Ich konnte sie im Vorübergehen erblicken, sie sahen gerade aus wie wir selbst. Meine Führerin hatte Flügel, die sehr schön waren; sie war ganz in Weiß gekleidet.

Anfangs gingen wir durch die Straßen, dann durch die Luft, bis wir an den Ort kamen, wo wir Freunde trafen, die uns vorausgegangen waren.

Wiedersehen und Scheiden.

Da war Herr M—. und Herr M—. und Ethel A—. und viele andere. Sie erzählten mir vieles über die Geisterwelt. Deren Gesetze, sagten sie, müsse ich kennen lernen und darnach streben, mich so nützlich wie möglich zu machen. Der Engel, der diese ganze Zeit bei mir blieb, half mir zur Erkenntnis.

Meine Geisterfreunde lebten in vielfacher Hinsicht wie einst auf Erden, sie lebten und liebten, und wenn sie auch nicht ums tägliche Brot arbeiten mußten, so hatten sie doch viel zu thun.

Dann fing ich an um dich, liebste Freundin, Leid zu tragen und ich bekam Lust, wieder zu dir zu kommen. Der Engel führte mich sanft durch die Luft dahin, von wo ich gekommen war.

Ich trat in mein Sterbezimmer, ja, da lag noch mein Leichnam, der ging mich nichts mehr an; aber wie leid that es mir, daß ihr alle über mein abgelegtes Kleid weintet! Wie gerne hätte ich mit dir gesprochen! Ich sah dich, Liebste, ganz in Thränen gebadet, und tief schmerzte es mich, dich nicht trösten zu können. Wie trieb es mich, ein paar Worte zu sagen, daß ich dir nahe wäre; aber ich vermochte nicht, mich dir vernehmlich zu machen. Wohl versuchte ich es, du aber hast nichts gemerkt. Ich fragte meine verklärte Führerin:

„Wird das nie anders werden?“

Sie sprach: „Gedulde Dich! Die Zeit wird kommen, wo Du mit ihr sprechen kannst. Aber jetzt kann sie Dich doch nicht hören und verstehen“.

Dann rief es mich fort. Ich fand mich in weiter Gegend, die ich nie zuvor gesehen hatte. Ich war allein, wenigstens sah ich niemanden. Aber in Wahrheit sind wir nie allein, Gott ist immer bei uns. Aber ich sah niemanden. Horch! da ertönte eine Stimme. Aber ich merkte nicht, woher sie kam, oder wer da sprach. Ich vernahm nur die Worte: „Julie, Dein Heiland möchte gern mit Dir reden“. Ich lauschte, aber andere Worte als diese vernahm ich nicht.

Da erwiderte ich: „Wer spricht denn da?“ Siehe da — ein flammendes Feuer, wahrhaftig ganz wie Feuer, obwohl doch eine menschliche Gestalt; ich fürchtete mich. Er aber hob an und sprach: „Fürchte Dich nicht. Ich bin dazu bestimmt, dir die Geheimnisse Gottes zu lehren“. Da erkannte ich, daß der feuergleiche Glanz der Strahlenkranz war, welcher ausgeht von der strahlenden Liebe des Unsterblichen.

Schau hin auf deinen Heiland.

Dann sprach die Gestalt im Flammenkranz zu mir: „Julie, sieh hin auf Deinen Heiland!“ Und ich schaute hin und sah ihn. Er saß auf einem Thron, dicht vor mir und sprach: „Liebes Kind, in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; hier bin ich, den Du so lange geliebt hast! Auch für Dich ist ein Platz bereit“. Ich sprach: „O Herr, wo?“ Er lächelte, und im Lichtglanz seines Lächelns sah ich die ganze Gegend sich verklären, wie sich die Alpen verklären in den Strahlen der untergehenden Sonne, ein Schauspiel, welches ich so oft von den Fenstern meines Gasthofes in Luzern betrachtet hatte. Nun erkannte ich, daß ich nicht allein war, sondern um mich und über mir waren schöne, liebe Gestalten, einige kannte ich schon von Angesicht, andere dem Namen nach, noch andere waren mir fremd. Aber alle waren lieb zu mir, und das All schien erfüllt von Liebe. Und in aller Mitte war Er, mein Herr und Heiland. Er sah aus wie ein anderer Mensch. Sein Antlitz erstrahlte von süßer Milde, wie Du sie gemalt findest von dem Italiener Fra Angelico. Er schaute mich an mit einem Wunderblick herzlicher Zuneigung und in diesem Blick atmete meine Seele auf zu einem neuen Leben. Immer ist er bei uns; bei ihm sein — heißt im Himmel sein. Unfaßlich ist's für dich, zu verstehen, wie allein das Bewußtsein von seiner Gegenwart diese Himmelwelt über Eure Erdenwelt erhebt. Wohl habe ich Dir vieles zu sagen, aber ich vermag es nicht, und Du vermagst nicht, es zu verstehen. Nur das kann ich sagen: Er ist herrlicher, als wir uns je vorgestellt haben. Er ist aller guten Gaben Quelle und Geber. Was wir Gutes, Liebliches, Reines, Edles, Liebenswertes kennen, das ist alles nur ein schwacher Abglanz seiner unendlichen Herrlichkeit. Und seine Liebe gegen uns ist so zart! O liebe E—., wir hatten einander doch so lieb, daß unsere Liebe uns manchmal zu tief und zu innig erschien —, aber die

beste Kraft unserer Liebe ist doch nur ein schwacher Abglanz seiner Liebe zu uns; denn seine Liebe ist wunderbar und wundervoll groß, und erhaben über alle Beschreibung. Liebe ist sein Name, was er ist, das ist Liebe, nichts als Liebe.

Alles darf ich Dir nicht erzählen, Du würdest es nicht begreifen. Aber ich bin seliger, als ich je auf Erden ahnen konnte. Meine Freunde sind bei mir, die mir vorausgegangen sind.

Das neue Kleid der Jugend.

Hier scheint niemand alt zu sein. Wir sind alle mit anscheinend unsterblicher Jugend bekleidet. Es steht freilich in unserem Belieben, unsere alten Leiber oder vielmehr ihre geisthafte Erscheinungsform wieder anzunehmen, aber unsere Geistesleiber hier sind jung und schön. Wohl besteht eine Aehnlichkeit zwischen dem, was wir nun sind und dem, was wir einst waren; darum mögt Ihr immerhin auf den künftigen Zustand von Eurem gegenwärtigen ahnend schließen; aber der Unterschied ist doch gewaltig. Die vom Leibe freie Seele kleidet sich bald in das neue Gewand der Jugend, welche vor jeglichem Verfall bewahrt bleibt.

Das Leben im Jenseits.

Es ist nicht leicht, Dir eine Vorstellung davon zu geben, wie wir leben und was wir thun. Müdigkeit kennen wir nicht und bedürfen des Schlafes nicht, wie einst auf Erden; auch nicht der Speise und des Trankes, dies alles hat nur der irdische Leib nötig. Hier wissen wir nichts davon. Soll ich Dir eine Ahnung unseres neuen Lebens geben, so erinnere Dich jener entzückenden Augenblicke, in welchen Du im Lichte der untergehenden oder aufgehenden Sonne glücklich und zufrieden auf eine Landschaft schautest, welche von der dämmernden Schönheit der Sonnenstrahlen umflossen vor Dir ausgebreitet lag. Sieh, da ist Friede, Leben, Schönheit und mehr als das, da ist Liebe und Freude überall, Schönheit und Liebe. Denn Liebe, Liebe ist des Himmels Geheimnis. Gott ist Liebe, und dann findest Du Dich in Gott, wenn Du Dich in der Liebe verloren hast.

Fragst Du, was wir von Eurer Welt Sünde und Sorge merken? Wir merken sie wohl und suchen sie wegzuschaffen. Aber sie drückt uns nicht, wie sie früher that; denn nun schauen wir ja die andere Seite. An Gottes erbarmender Liebe können wir nicht irre werden, denn in ihr leben wir hier. Sie ist das höchste, ja das allein wahrhaft Seiende. Sünden und Sorgen des Erdenlebens sind nur fliehende Schatten. Dennoch sind sie nicht nur auf der Erde, nein auch hier giebt es Sünde, auch hier giebt es Sorgen. Die Hölle ist auch im Jenseits sogut wie der Himmel. Aber das ist himmlische Freude, beständig der Hölle ihre Beute abzuringen.

Wir üben beständig das Rettungswerk erbarmender Liebe, durch Opfer zu erlösen. Ja wohl, wir müssen Opfer bringen, ohne sie giebt es keine Erlösung. Ist nicht das Geheimnis Christi das gleiche?

Die Seele beibt unverändert.

Ich fragte Julie: „Hat das neue Leben Ihre Ueberraschung erregt?“ „Ja“, erwiderte sie, „auf solchen Zusammenhang des irdischen Lebens mit dem himmlischen war ich nicht vorbereitet.

Wenn die Seele den Leib verlassen hat, bleibt sie ganz die nämliche, welche sie im Leibe gewesen ist. Denn das eigentliche Ich ist die Seele, deren Werkzeuge die Geisteskräfte und der Leib sind; nach dem Tode aber braucht sie den Leib nicht mehr. Aber sie behält ihre Erinnerung, Kenntnisse, Erfahrungen, Denkungsart, Neigungen, alles dies bleibt wie es gewesen ist. Nur kommt es oft vor, daß der allmähliche Verfall der fleischlichen Hülle bis zu einem gewissen Grade das wahre Ich, welches im Tode befreit wird, verdunkelt und schwächt. Der Unterschied zwischen dem äußeren Schein des Menschen und seinem wahren Sein war mir das merkwürdigste Erlebnis, als ich hinüberging.

Unser Gericht.

Das Verbot: „Richtet nicht!“ hat hier eine ganz neue Begründung erhalten; denn viel mehr als vom irdischen Leibe hängt die Entwickelung des wahren Ich vom Gebrauche ab, den es von seinen Seelenkräften macht. Hier sind Menschen, welche ihren Nebenmenschen einst niedrig und gemein vorkamen, welche aber nun weit erhabener an Reinheit und Keuschheit vor jenen dastehen, die ihr Leben lang den äußeren Schein der Frömmigkeit zur Schau trugen, während ihr Herz in aller Wollust schwelgte. Denn das Herz macht den Charakter, das Herz ist weit thätiger und mächtiger als der Leib, der auch im besten Fall nur ein armseliges Werkzeug bleibt. Deshalb werden wir durch die Gedanken und Absichten und Einbildungen unseres Herzens gerichtet, denn sie bilden und schaffen den eigentlichen Charakter des inneren Menschen, der nach dem Tode offenbar wird.

Die Macht des Gedankens.

Ein Gedanke hat weit größere Wirkungsfähigkeit, als Ihr Euch einbildet. Nicht jeder seinen Tag Verträumende ist so träge, wie Ihr wohl meint. Wenn der Einfluß eines hohen Gedankens auch vielleicht den, der ihn gedacht hat, nicht zur Arbeit treibt, so breitet er sich doch unmerklich aus auf andere mehr zur äußeren Arbeit geneigte Gemüter. Und ganz ebenso kann der Mann, der sich in seinem innersten Herzen schlimmen und schmutzigen Gedanken ergiebt, so starke Kraft ausüben, daß er vielleicht in seinen eigenen Kindern Leidenschaften erwecken und Leben zerstören kann, welche möglicherweise keine Ahnung davon bekommen, daß ihr Vater je einen unreinen Gedanken gefaßt habe.

Die Gedanken und Absichten des Herzens.

Aus diesem Grunde erscheinen vom Jenseits aus betrachtet die Dinge völlig umgekehrt. Die ersten sind die letzten, die letzten die ersten.

Ich sehe hier Uebelthäter, Mörder und Ehebrecher, welche ihre Unthaten in der irdischen Sphäre ausgeübt haben, auf einer weit höheren Stufe der Reinheit und Schuldlosigkeit stehen als andere, die, ohne je ein Verbrechen begangen zu haben, in ihrem Herzen solche Gedanken hervorbrachten und ausbrüteten, welche in anderen der Same zu furchtbaren Thaten geworden sind. Selbstredend soll hiermit nicht gesagt sein, daß Verbrechen ausüben besser sei als Verbrechen ausdenken. Nur daß die böse That nicht immer als Beweis eines schlechten Herzens anzusehen ist! Augenblickssünden, Verbrechen, im Windstoß der Leidenschaften begangen, schaden der Seele weniger und verüben überhaupt weniger Unheil, als lang gehegte böse Gedanken, welche zuletzt die ganze Seele vergiften.

Ist der Leib abgelegt, tritt der wahre Sachverhalt ans Licht. Dann werden wir zum erstenmal erkannt, wie wir in Wahrheit sind, oder viel mehr, wie wir gedacht haben. Dieses Enthülltwerden ist entsetzlich, und sogar jetzt habe ich kaum einen schwachen Anfang gemacht, mich daran zu gewöhnen.

Die Richtigkeit der Dinge.

Noch etwas anderes hat mich nicht wenig überrascht: das war oder vielmehr ist die Entdeckung, daß viele Dinge nichts sind. Hiermit meine ich die völlige Nichtigkeit der meisten Dinge, welche einem auf Erden als die wichtigsten erscheinen. Dahin gehören: Vermögen, Rang, Würde, Verdienst, Stellung und alle die Dinge, welche wir auf Erden höchlichst preisen — sie sind rein garnichts. Sie sind ebensowenig wie der gestrige Nebel oder das Wetter des vergangenen Jahres. Zweifellos haben sie eine Weile Einfluß gehabt, aber sie sind nicht von Bestand; sie gehen vorüber wie die Wolken und verschwinden.

Ein Ruf um Hülfe.

Ich bitte Sie um Hülfe in einer Angelegenheit, die mich sehr tief berührt. Schon längst habe ich einen Ort ausfindig machen wollen, wo die Hinübergegangenen verkehren können mit ihren zurückgelassenen Lieben. Nun ist die Erde voll von Geistern, welche sich sehnen, mit denen zu sprechen, von welchen sie geschieden sind; gerade wie ich Verlangen trug, mit Ihnen zu sprechen, ohne eine schreibfähige Hand finden zu können. Wie seltsam sieht das aus: bei Euch Seelen voller Betrübnis der Verlassenheit, bei uns Seelen, welche darüber trauern, daß sie mit ihren Lieben nicht verkehren können. Wie können diese sich mühenden und sorgenden Seelen zusammengebracht werden? Hierzu ist etwas erforderlich, was wir von hier aus nicht verschaffen können. Sie vielmehr müssen helfen. Aber wie? Unmöglich ist es nicht. Und wenn es geschehen ist, wird der Tod seinen Stachel und das Grab seinen Sieg verloren haben. Der Apostel glaubte es schon geschehen. Aber das Grab hat sich doch nicht so leicht überwinden lassen und der Tod hat seinen Stachel behalten. Wer kann uns für den Verlust unserer Lieben trösten? Nur die, welche

uns beweisen, daß sie nicht verloren, sondern uns näher sind denn je. Oder glauben Sie, daß ich meiner Freundin E—. jemals näher gewesen wäre, als seitdem ich meinen fleischlichen Leib abgelegt habe? Wahrlich, ich weile jetzt so nahe bei ihr, wie es vordem ganz unmöglich war. Nie vermochte ich vor meinem Tode in so inniger Nähe bei ihr zu sein. Aber sie würde es nicht gewahr geworden sein, noch würden Sie etwas von mir vernommen haben, wenn nicht eine freundliche Fügung Ihre Hand schreiben gemacht hätte.

Eine Vermittelung muß geschaffen werden.

Zwischen den beiden Welten muß eine Vermittelung geschaffen werden! Können Sie nicht etwas derartiges einrichten mit einem oder mehreren vertrauenswürdigen Medien? Wenn es auch nur deshalb geschähe, um den auf der Erde Trauernden, sei es auch nur einmal, die Kunde zu bringen, daß ihre sogenannten Toten leben und ihnen näher sind als je vorher; das würde doch manche Thräne trocknen und manchen Seufzer stillen. Nach meinem Dafürhalten können Sie auf die rege Mitwirkung aller hierorts sich Befindlichen rechnen.

Wir alle sind hier der freudigen Hoffnung, daß sich dieser Verkehr einstellen werde. Denken Sie doch, wie nahe es uns gehen muß, so viele unserer Lieben ohne Hoffnung trauern zu sehen, während die betrauerten Toten alles mögliche umsonst versuchen, um sie ihrer Gegenwart zu versichern. Und viele ängstigen sich tödlich, weil sie ihre Geliebten in der Hölle verloren wähnen, während in Wirklichkeit Gottes allumfassender Liebesarm sie gefunden hat. Liebe E—., sprich doch hierüber mit Minerva und siehe zu, was sich machen läßt. Es giebt keine wichtigere Sache als diese. Denn hier handelt es sich um die gewaltige Posaune des Erzengels, unter derem Klange die in den Gräbern erwachen und den Menschen wieder erscheinen sollen.

Geistige Erweckung.

Mit Erstaunen lernte ich anfangs die Bedeutung kennen, welche die Geister den Verbindungsmitteln mit den Irdischen geben. Natürlich konnte ich das Verlangen — eben weil ich es selber fühlte — mit den einst und jetzt Geliebten zu reden, leicht begreifen. Aber es ist doch noch etwas anderes dabei. Allerseits erzählt man mir, und besonders meine lieben Führer, daß die Zeit gekommen ist, in welcher eine große, geistige Erweckung unter den Nationen stattfinden soll. Diese Erweckung soll dadurch bewirkt werden, daß jeder einzelnen suchenden Seele kurz und bündig bewiesen wird: der Geist ist wirklich, die Seele dauert fort und: Gottes Geist durchdringt die Welt.

„Aber wie kann ich da helfen?", fragte ich.

Meine Hand schrieb: „Sie sind ja ein gutes Schreibmedium. Wenn Sie Ihre Hand freundlichst allen den hiesigen Geistern zur Verfügung

stellen wollen, deren Verwandte und Freunde etwas von Ihnen hören möchten, so können Sie sich vertrauensvoll dem Ihre Hand führenden Geist überlassen. Auf jeden Fall werde ich immer erklären, weshalb dieselben ihre Hand etwa nicht gebrauchen könnten".

Worin besteht die himmlische Seligkeit?

Bei einer anderen Gelegenheit fragte ich sie: „Wodurch wird es z. B. bewirkt, daß es im Himmel so viel schöner und besser ist als auf Erden?"

Meine Hand schrieb: „Es giebt verschiedene Stufen im Himmel. Aber auch der niedrigste Himmel ist erhabener als die köstlichste Offenbarung seiner Seligkeit, die Ihr Irdischen erfahren könnt. Denn mit nichts Irdischem könnt Ihr unsern immerwährenden Liebeszustand in dieser Welt vergleichen, ausgenommen die höchste Seligkeit des Liebenden, der völlig eingenommen und völlig hingegeben ist derjenigen, die er lieb hat. Denn der ganze Unterschied zwischen dieser und jener Welt besteht darin — ohne jetzt die Frage des Leibes und der Materie zu berücksichtigen — daß wir in der Liebe, welche Gott ist, leben, und daß Ihr nur zu oft im Elend lebt, der natürlichen und notwendigen Folge des Lebens ohne Gott, der die Liebe ist.

Das Geheimnis der Welterlösung.

Auch auf Erden ist viel Liebe, wäre dem nicht so, würde sie Hölle sein: Mutterliebe, Geschwisterliebe, unschuldige Jugendliebe, Gattenliebe, Freundschaftsliebe, sei es, daß die Freundschaft zwischen Männern und Frauen oder zwischen Gliedern desselben Geschlechts besteht. Alle diese Liebesarten sind auf die Erde gesandte himmlische Strahlen, aber keiner derselben ist vollkommen. Sie sind nur gleich den von geschliffenen Diamanten ausgehenden funkelnden Strahlen, die alle in Gott zusammenfließen. Das geringste Menschenkind, welches liebt, ist, sofern es liebt, von Gottes Geist erfüllt. Hierin ruht das ganze Geheimnis der Welterlösung: Ihr müßt mehr Liebe haben und ganz allein mehr Liebe!

Liebe ist Selbstaufopferung.

Mit Recht behauptet Ihr, daß es auch eine Liebe giebt, die selbstsüchtig ist und eine Liebe, die vom Uebel ist. Der Grund dieser Thatsachen liegt eben in der Unvollkommenheit der Liebe. Das ist keine wahre Liebe, die zur Selbstsucht führt. Die Liebe, welche eine Mutter dahin bringt, ihre eigenen Kinder allein zu pflegen und alle ihre Pflichten gegen andere zu vernachlässigen, ist an und für sich kein Unrecht. Aber sie wird es, insofern als diese Mutter nicht Liebe genug für andere besitzt, so daß ihre Liebe zu den Kindern sie selbstisch macht. Ueberall, wo Liebe die Leute selbstisch zu machen scheint, besteht die Hauptverbesserung nicht darin, ihre Lieben weniger, sondern die Vernachlässigten mehr zu lieben. Zu viel können Sie niemanden lieben. Nur darin liegt der Fehler, daß wir die anderen nicht genug lieben. Ueberall vollkommene Liebe zu üben

ist das göttliche Ideal, und nur dort, wo es an Liebe fehlt, ist Gefahr, daß Unheil hereinbricht. Sogar eine sogenannte strafbare Liebe, wenn sie sich nur aus den Fesseln der Selbstsucht reißt, und Dir rechte Lust zur Arbeit, zum Gebet und zum Leben überhaupt macht, ja vielleicht Lust zum Sterben für den geliebten Menschen, den Du überhaupt nicht hättest lieb gewinnen sollen — bringt Dich doch dem Himmel näher als eine selbstsüchtige, liebeleere Ehe. Ich will dies natürlich nicht überhaupt gegen das Heiraten sagen. Sie denken wohl, dies sei eine gefährliche Lehre. Aber gefährlich ist jede wahre Lehre, darum bleibt sie doch wahr. Ohne Zweifel ist manche sogenannte Liebe selbstisch und überhaupt keine Liebe. Die Liebe z. B., welche einen Mann dahin bringt, eine Frau ins Verderben zu stürzen und sie zu verlassen, sobald er seine flüchtige Leidenschaft befriedigt hat, ist keine Liebe. Denn eine derartige Liebe trägt die größte Aehnlichkeit mit tödlichem Haß und ist Selbstsucht in der erschreckendsten Gestalt. Sicherlich ist jede wahre Liebe ihrem Wesen nach Selbstaufopferung. Unser aller Pflicht ist, nicht allein auf uns das Ergebnis unserer Handlungen zu beziehen, sondern auch auf andere, von denen einige vielleicht noch ungeboren sind. Jemanden wahr und treu lieben heißt also: uns selbst an jenes Stelle setzen und ihn lieben wie uns selbst, daß wir ihm das beste wünschen und uns selbst und unser eigenes Vergnügen zurücksetzen um seinetwillen. Das ist wahre Liebe, und wo Du sie findest, findest Du einen Abglanz der göttlichen Herrlichkeit. Darum sind Mütter oft Gott so viel näher als andere Menschen. Denn sie lieben mehr — und sind darum Gott ähnlicher, sie vornehmlich bewahren die Erde davor, eine wüste Hölle zu werden.

Gott ist die Liebe.

Wohlan, liebste Freundin, halte Dich an diese wichtigste aller Lehren. Liebe ist Gott, Gott ist die Liebe. Je größer Deine Liebe, desto größer Deine Gottähnlichkeit. Nur wenn wir innig und wahrhaft lieben, finden wir unser wahres Selbst und werden auch das Göttliche in dem geliebten Menschen gewahr. O E—. E—., könnte ich auf die Erde zurückkehren und in die Ohren der Menschenkinder reden, ich möchte immer nur das eine Wort sagen: Liebe! Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Liebe ist das Schauen des Antlitzes Gottes. Liebe ist Gott, und Gott ist Liebe. Willst Du bei Gott leben — liebe! Willst Du im Himmel sein — liebe! Denn dadurch unterscheidet sich vornehmlich der Himmel von der Erde und von der Hölle, daß im Himmel alle ihr Wesen mit dem Vollmaß der Liebe erfüllt haben, und alles Wachsen in der Gnade ist auch Wachsen in der Liebe. Liebe und immer wieder Liebe — ist das erste Wort und das letzte Wort. Außer ihr ist nichts für Gott da, welcher die Liebe ist, sie ist alles in allem, das A und des O, das Erste und das Letzte, eine Welt ohne Grenzen. O liebe E—., dies Wort ist sicherlich wahr. Dieses Wortes ist die Welt bedürftig, dieses Wort ward Fleisch und wohnte unter den Menschen — Liebe und immer wieder Liebe!

Antwort Julien's an Frau Besant.

Eine der letzten Mitteilungen, welche durch meine Hand geschrieben wurde, kam zu mir am 18. Juni. Da sie von der Verfasserin ausdrücklich zu dem Zwecke geschrieben worden ist, um in der Zeitschrift „Borderland" (Grenzland — Land zwischen zwei Grenzen) veröffentlicht zu werden, kann ich diesen unvollkommenen Bericht über meine Erlebnisse nicht besser beschließen, als dadurch, daß ich sie ihrem Wortlaut getreu hier wiedergebe. Julie hob folgendermaßen an:

Ich möchte Ihnen gerne mitteilen, was ich durch Sie in Ihrem Artikel im „Borderland" über das automatische Schreiben gesagt haben möchte. Ich werde das mitteilen, was m. E. das Wichtigste ist. Ich bin ja schon über die Grenze hinüber, aber ich stehe doch in beständiger Verbindung mit Ihnen im Erdenlande. Für mich ist dieser Verkehr ein großer Segen geworden. Ich begreife nicht, warum Frau Besant derartige Mitteilungen als geeignet ansehen kann, das geistige Wachstum möglicherweise zu hemmen. Wachstum beruht auf Liebe und Dienen, und beide werden in ihrem Wirken gestört, wenn eine Wand von Eisen zwischen den Grenzen aufgetürmt wird. Die Erde nur als einen geographischen Begriff aufzufassen, ist eine sehr beschränkte und gebundene Ansicht. Euer Denken ist durch das Irdische noch zu befangen. Mir und allen diesseitigen gegenüber seid Ihr noch geistig beschränkt, in kleinem Leibe eingeengt und durch das Dunkel beeinflußt; aber das wahre Selbst ist Geist, nicht fleischliches Dunkel, und das wahre Leben ist aufopfernde Arbeit und dienende Liebe. Wenn also diese Art des Verkehrs es mir ermöglicht, denen zu helfen und zu dienen, welche ich lieb habe und welche so oft bedrückt und beunruhigt sind, so könnt Ihr hieraus entnehmen, wie thöricht die Meinung ist, daß wir hierdurch in unserm geistigen Wachsen im Jenseits behindert werden sollen.

Belehrung über die Fleischwerdung.

Die Frage kommt uns in den Weg: War Jesus im Unrecht? Ward seine göttliche Natur durch seine Fleischwerdung etwa vermindert oder verletzt? Wenn nicht, dann erinnere Dich seines eigenen Beispiels! Wie er uns erlöst hat, so müssen wir andere erlösen, indem wir soweit als möglich in unseres Herrn Fußstapfen treten. Ihr könnt es mir bezeugen, ob ich in den elf Monaten, während welcher ich mit Euch Verkehr gepflogen habe, jemals an etwas anderes gedacht habe als an Euer und Eurer Freunde Wohlergehen. Würde es Euch gut gewesen sein, wenn Ihr nichts von meiner Freundschaft gemerkt hättet? Ich bin Euch immer nahe gewesen, und mehr als einmal bin ich im stande gewesen, Zukünftiges Euch zu berichten, Euch zu erklären, was geheimnisvoll schien, und überhaupt in allen Euren Werken Euch zu helfen und Mut einzuflößen. Ist hierin irgend etwas geeignet, jemanden zu verletzen? Mich wundert, daß Frau Besant so irdisch befangen sein soll, sich einzubilden, die irdische Sphäre sei ein äußerlich geographisches und nicht ein geistig begrenztes

Gebiet. Wer im Geiste des Herrn lebt, der ist der irdischen Sphäre entrückt. Der Ort ist unwesentlich, der Geist ist alles.

Die Klage des Beraubten.

Wahrlich hier giebt es Millionen frommer Seelen voll großer und brennender Liebe für die, welche sie auf Erden zurückgelassen haben: Mütter, welche ihren Kindern entrissen sind; Frauen, welche ihre Freunde und ihre Gatten verloren haben; unzählige Männer, welche ihre einzige Lebensfreude verloren haben, als sich der Abgrund aufthat zwischen ihnen und ihren Geliebten. O, liebe Freundin, wolle doch nicht so thöricht reden. Welcher Sinn liegt in der Rede: Sie mögen in der Liebe Gottes allen Trost finden? Auf welche Weise wird Gott den Menschen denn offenbar? Offenbar wird er ihnen nur dann, wenn sie lieben; wo keine Liebe, da ist kein Gott! Glaubt Ihr denn, daß wir Gestorbenen, weil wir mehr von Gottes Gegenwart schauen und weil wir mit hellerem Bewußtsein im Lichte der Liebe unseres Heilandes leben, darum diejenigen weniger lieben, welche wir auf Erden zurückgelassen haben? Ich sage Dir, nein, das gerade Gegenteil ist der Fall. Desto größer und immer größer wird unsere Liebe, je mehr wir fortdauernd in der Gnade und in der Erkenntnis des Herrn wachsen. Aber wie kommt es, daß wir uns durch eine Zwischenwand von unseren Lieben abgeschnitten finden? Einesteils ohne Zweifel durch unsere eigene Schuld, aber auch Ihr tragt ein gut Teil Schuld daran.

Die Zwischenwand muß fallen!

Ihr seid früher belehrt worden über die Gemeinschaft der Heiligen. Ihr sagt und singt in allen Weisen von den Heiligen im Himmel und auf Erden, der einigen Heerschar des lebendigen Gottes, aber wenn nun einer von uns Hinübergegangenen sich bemüht und thatsächlich Anstalten trifft, um Euch wirklich diese Vereinigung zu verschaffen und Euch das lebendige Gefühl zu schenken, daß Ihr durch eine so große Schar treuer Zeugen geleitet werdet — dann entsteht wunder was für ein Lärm! Dann heißt es: Das ist wider Gottes Willen — das hängt mit Dämonen zusammen, das ist Beschwörung böser Geister! O liebe, liebe Freundin, laß Dich doch nicht durch solche Trugwarnungen bethören! Bin ich ein Dämon? Bin ich ein böser Hausschutt? Handele ich gegen Gottes Willen, wenn ich immer und immer wieder darnach strebe, Euch stärkeren Glauben an ihn und größere Liebe für ihn und alle seine Geschöpfe einzuflößen, — mit einem Worte — Euch enger und inniger mit Gott zu vereinigen? Ihr seid Zeugen, daß ich hiernach strebe; das ist meine Freude und meines Seins Gebot. Ich würde auch darnach streben, wenn Sie mir die Benutzung Ihrer Hand weigern wollten. Denn ich vermag mehr als die meisten, weil ich Euch eine klare Vorstellung meiner Handlungsweise geben kann. Aber ich thue gegen Euch mit Eurem Wissen nur das, was an anderen geschehen ist, welche mehr oder weniger unbewußt unter dem Einfluß standen, dem sie unterworfen waren.

Segen, der von oben kommt.

Hiervon ist ein Beispiel meine liebe E—. Ich brauche jetzt nicht mehr durch ihre Hand an Sie zu schreiben, weil ich beständig mit ihr unmittelbar verkehren kann und wirklich verkehre. Ich zeige mich zwar ihren Augen nicht, aber sie weiß, daß ich dennoch immer bei ihr bin und besonders dann bei ihr bin, wenn sie am tiefsten betrübt ist. Aber wenn Sie nicht zufällig — wie Sie sagen würden — nach F—. gekommen wären, so würde E—. nur ein undeutliches Halbbewußsein erlangt und kaum gewagt haben, meine Nähe auch nur zu hoffen. Jetzt hat sie meine Nähe erfahren. Sie mögen sie nur fragen, ob diese Erfahrung ihr nicht ein großer Segen von oben geworden ist.

O lieber, lieber Freund, Sie kennen noch nicht den Strom erfrischenden Wassers, der hervorbrechen wird, wenn Sie auf diesen Felsen schlagen, und der das Volk von dem Untergange in der öden Wüste des Unglaubens zu retten vermag. Ich spreche jetzt nicht von Religion. Ich spreche von der Liebe. Liebe in der Welt gleicht dem Wasser im Meere. Ihre Wogen wallen und branden am Ufer des menschlichen Lebens, aber Ihr hört sie, Ihr versteht sie nicht. Warum versucht Ihr nicht Eure Welt mit dieser himmlischen Liebe zu überfluten? Ist die Sache denn nicht der Mühe wert? Was ist dann wohl der Mühe wert?

Jetzt will ich nichts mehr sagen über die Vermittelung. Ihre Pflicht ist es, sie einzurichten. Aus dem „Borderland" kann sie entstehen, ein ander Mal will ich auf Einzelheiten eingehen.

Die Gefahren.

Jetzt sollen die Gefahren dieser Vermittelung, von der so viel die Rede ist, erörtert werden; aber ich habe nur weniges darüber zu sagen. Sicher ist, daß wahrhafte Liebe auf der himmlischen Seite vorhanden ist. Aber auch der Teufel und seine Engel sind mehr als bloße Gedankenbildungen. Es giebt hier übelwollende, tückische, freche Geister, ebenso wie bei Euch. Wer den Schauplatz und Spielplatz seiner Kräfte ausdehnt, giebt zu gleicher Zeit auch mehr Raum der Versuchung, dem Schaden und der Gefahr. Aber die ganze Frage ist eine des Gleichgewichts. Folgendes wünsche ich Euch zu fragen: Brecht Ihr oder sonst jemand in der Welt etwa den Umgang mit Euren Kindern ab, wenn sie vom Lande in das weitere Leben einer großen Stadt gezogen sind, aus Furcht, daß sie Euch in den Wirbel städtischer Versuchungen und in das Wagnis von Unheil und Gefahr bringen möchten? Ihr lächelt über solche Zumutung. Warum lächelt Ihr nicht gleichfalls, wenn Eure Lieben weggegangen sind, nicht nach New-York oder Chikago oder London, sondern hinauf zu Gott?

Ich fordere ja nicht, daß Ihr eine Pforte Euren Seelen öffnen sollt, durch welche jeder beliebige hierzu Geneigte eintrete, um von ihnen Besitz zu ergreifen. Es steht in Eurer Macht, diesseits so gut wie auf Eurer Seite in gute oder in schlechte Gesellschaft zu geraten. Auch das darf ich bemerken, daß es hüben wie drüben eine Möglichkeit giebt, Be-

kanntschaften zu machen, die man schwer wieder los werden kann. So geht es z. B. auch in London. Ihr seid doch nicht davor zurückgeschreckt, vom Lande nach London zu kommen, weil es in London viele Tausende von Dieben, Trunkenbolden, Schwindlern und Menschen eines üblen und lasterhaften Lebenswandels giebt!

Die Gefahr kommt nicht gegen die Liebe in Betracht.

Sie sagten, Sie seien nach London gekommen, Ihre Arbeit zu verrichten, und darum sei es notwendig gewesen, Gefahr zu laufen. Jawohl, und obendrein ist es auch notwendig, die Gefahren des Verkehrs zu bestehen auf dem weiteren Felde der entkörperten Geister. Warum? fragen Sie. O, lieber Freund, müssen Sie wirklich noch fragen? Dann haben Sie nie geliebt, noch die stürmische Begierde, den Geliebten zu helfen, gekannt. Nur auf den Fall der Liebe will ich mich beschränken. Ich will jetzt nicht darauf kommen, was Sie glauben und wissen, auf die Wichtigkeit, die stückweise Natur irdischen Lebens zu verwirklichen. Ich begründe mein Unterfangen auf dem weit und allgemein gefühlten Schmerz des menschlichen Herzens, nicht das gewisse Bewußtsein der Gegenwart und des Daseins der durch den Tod plötzlich ihm entrissenen Geliebten zu haben, entrissen durch das, was Ihr Tod nennt, der in Wahrheit der Beginn des Lebens ist. Darum ist es unerläßlich, sich den Gefahren seitens übelwollender Geister auszusetzen, um eine bewußte Berührung mit den vorausgegangenen Geliebten unterhalten zu können.

Und diese Gefahr, glauben Sie mir, wird ungeheuer übertrieben. Sie rührt fast ausschließlich her von den herrschenden falschen und närrischen Begriffen. Wenn Ihr nur den Gedanken der Fortdauer nach dem Tode festhaltet, wenn Ihr nur dessen eingedenk seid, daß das Leben dasselbe bleibt, wenn auch die Lebensbedingungen geändert worden sind, dann werdet Ihr nicht mehr so viele Uebel zu bestehen haben wie z. B. solche, welche aus dem Wahnglauben stammen, daß Euch, wenn wir mit Euch reden, eine Art geisterhaften Erdbebens begegne, daß ein gänzlich übernatürlicher Einbruch in Eurer Leben verübt werde. Es giebt garnichts Uebernatürliches. Alles geht natürlich zu, und unser Herr ist ein Herr über alles.

Sachgemäße Ratschläge.

Aber tretet nicht voreilig mit allen und jedem in Verkehr! Suchet Eure Lieben, und wenn Ihr sie gefunden habt, verkehrt mit keinem anderen, ohne ihren Rat gehört zu haben. Niemals dürft Ihr Eure eigene persönliche Verantwortlichkeit aufgeben, und immer müßt Ihr Eure Willens- und Urteilskraft unversehrt bewahren. Es ist ganz ebenso schlimm für Euch, willenlos wie ein Leichnam in der Gewalt eines beherrschenden diesseitigen Geistes zu sein, als die Kraft Eures Willens und Urteils und Eurer Persönlichkeit gänzlich in die Gewalt irgend eines Geistes

dahinzugeben, der auf Eurer Seite noch in einem irdischen Körper lebt. Wenn Ihr uns um Rat fragt, können wir Euch helfen. Aber behaltet das Steuer immer fest in Eurer Hand.

Auf welche Weise bedient sich Julie meiner Hand?

Nur etwas über die Art, wie der Verkehr hergestellt wird. Viele Geister sind meines Erachtens nicht fähig, durch handlenkendes Schreiben mit den Irdischen zu verkehren. Dennoch wird dieses Schreiben sehr einfach bewirkt. Ich lege nicht meine Hand auf Ihre Finger, und führe Ihre Feder nicht wie man ein Kind schreiben lehrt. Die Sache geht anders zu. Ich benutze einfach Ihr Gehirn wie die Sprechmuschel eines Fernsprechers. Mein Gedanke prägt sich selbst in Ihr Gehirn — in das unbewußte Gehirn, Sie legen Ihre Hand schreibfertig hin, und sie schreibt, was ich oder andere übermitteln. Ich habe behauptet, daß auch Leute, die noch auf Erden leben, in derselben Weise Ihr Gehirn benutzen können, und Sie haben meine Behauptung bestätigt gefunden. Der Gedanke eines anderen Denkenden kann sich unvermittelt, d. h. ohne die gewöhnlichen Sinnesorgane zu benutzen, auf Ihr Gehirn übertragen. Und wenn der Gedanke erst im Gehirn ist, wird die Hand in der gewöhnlichen Weise in Bewegung gesetzt.

Ich bin nur eine mangelhafte Schreibfeder.

Wenn Sie empfänglich genug wären, könnten Sie in jeglicher Sprache schreiben, welche der mitteilende Geist gebrauchen wollte. Aber Sie sind nicht empfänglich genug. Zwar ist Ihre Empfänglichkeit groß, aber Ihr eigenes Bewußtsein ist so stark, daß es beständig in Gefahr kommt, sich aufzudringen und mit unserer Botschaft sich zu mischen. Daher wird es selbst zeitweilig eine von uns begonnene Mitteilung — und zwar in einem anderen Sinn — vollenden. Diese eifrige, anziehende Fähigkeit zum Nachdenken des Vorgedachten ist oft dem Verkehr förderlich, freilich manchmal auch ein Hemmnis.

Die Ausübung des automatischen Schreibens ist, soweit ich gesehen und gehört habe, von keinerlei Nachteil begleitet. Es ermüdet weder noch schwächt es die Kräfte. Es ist die naturgemäße Ausübung einer Naturgabe; und beschwert es Dich zu Zeiten, so können z. B. auch Deine Augen manchmal vom Sehen Schmerz empfinden. Deshalb hält aber kein Mensch die Augen geschlossen.

Findest Du, daß es Dich müde macht, so höre auf! Solltest Du jemals gewahr werden, daß es Dich weniger fähig macht, Deine irdische Pflicht auszuüben, so höre auf! Helfen wollen wir und nicht stören. Wir wollen nur helfen, auch wenn wir zu eifrig und andringend werden. Du mußt auch Dein Teil thun, achte auf die Zeichen der Gefahr und sei dann entschlossen im Handeln! Immer thue zuerst Deine Pflicht, und Du wirst nicht ins Unrecht geraten.

Julie.

Zeugnis der Edina.

Ich habe weitläufig und genau auseinander gesetzt, wie ich mit geistgeführter Hand zu schreiben angefangen habe; nicht wegen des höheren Wertes der mir gemachten Mitteilungen, sondern weil ich mit größter Sicherheit dafür einstehe, daß die Thatsachen sich genau so verhielten, wie ich sie niedergeschrieben habe, mit Ausnahme der absichtlichen Aenderungen, welche die betreffenden Personen verhüllen sollen. Aber im Hinblick auf die Beweiskraft ist noch eine weit bemerkenswertere Reihe von Mitteilungen durch die taubstumme Tochter eines angesehenen Herrn in Edinburg gemacht worden, deren Mitteilungen, betitelt: „Beweis des Daseins von Geistern", vor einigen Monaten den Lesern der Zeitschriften „Light" und „Two worlds" bekannt geworden sind. Sie sind unter dem angenommenen Schriftstellernamen „Edina" geschrieben. In „Two worlds" vom 30. Juni 1893 giebt Edina in gedrängter Kürze eine Reihe von Aeußerungen verschiedener Offiziere, deren viele in Afganistan gefallen sind, Aeußerungen, welche wegen ihrer ausgezeichneten, ja unübertrefflichen Beweiskraft und wegen des unantastbaren Charakters des Mediums, durch welches sie vermittelt worden sind, einen hohen, ja den höchsten Rang in der Zahl der Untersuchungen behaupten, durch welche die Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode bewiesen wird.

Beweis für die Persönlichkeit des sich anmeldenden Geistes.

„Edina's" Tochter, welche auch noch eine hochbegabte, selbstentwickelte Hellseherin ist, beschrieb einen Offizier nach dem andern, gab ihre Namen richtig an und brachte Einzelheiten ihres Lebenslaufes und ihres Todes, von welchen weder sie noch sonst einer der Anwesenden ein Wort wußte. Die Genauigkeit der in dieser Weise übermittelten Nachrichten wurde durch sehr unverdrossene Untersuchung nacheinander festgestellt und erprobt, und neue Bildnisse der Gefallenen wurden aus vielen anderen Bildern durch das Medium herausgefunden, welches die Abgebildeten hellsehend, als sie ihre Botschaften schrieben, geschaut hatte.

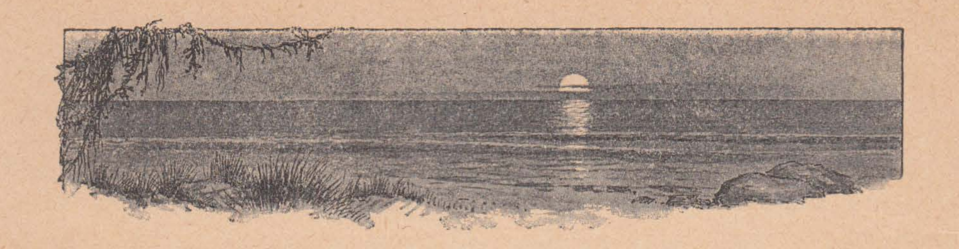
Ich kann über diese soldatischen Mitteilungen nicht schweigen, ohne zu erwähnen, daß von den Hunderten von Botschaften, die wir von der „andern Seite" empfangen haben, sich keine mit jenen vergleichen kann an Zusammenhang, Verschiedenheit der Handschrift und peinlich genauer Mitteilung der Thatsachen, Daten und aller möglichen Einzelheiten. Sicherlich, diese Botschaften beziehen sich alle auf vergangene Ereignisse, und viele unter uns würden wohl gern die gegenwärtige Beschäftigung oder Stellung des Schreibenden erfahren. Aber gerade das wird aus unbekannten Gründen nicht mitgeteilt, und wir müssen uns darum bescheiden mit der beschränkten Kunde, daß sie gar sehr „lebendig" sind, und ihre selben Charaktere, Neigungen und Eigentümlichkeiten, welche sie auf Erden besaßen, behalten haben.

Der handführende Geist.

Derselbe Artikel vom 30. Juni bringt den folgenden Bericht über die „Intelligenz“, welche angiebt, der handführende Geist der Tochter Edina's zu sein.

Meiner Tochter geistiger Begleiter giebt sich uns zu erkennen als Professor Sandringham und hat sich seit dem Frühling 1890 ständig ihrer Vermittelung bedient. Diese Person war während ihres Erdenlebens Arzt und nach ihren eigenen uns gemachten Angaben in Kendal, Westmoreland geboren. Er berichtet, daß er hier und in Deutschland ärztliche Praxis getrieben habe und muß nach meiner Berechnung ungefähr 45 Jahre alt gewesen sein, als er hinüberging“. Vor etwa zwei Jahren gab er einem Arzte dieser Stadt eine längere Mitteilung über das Thema: „Gebrauch und Mißbrauch des Hypnotismus“ und gab bei dieser Gelegenheit an, daß Sandringham nicht sein wahrer Name während seines Erdenlebens gewesen sei. Wir kennen seine Gründe für diese Verhüllung nicht, aber ich vermute einen derselben in dem Umstande, daß er erst vor einer verhältnismäßig kurzen Zeit hinübergegangen ist. Mögen diese Gründe sein was sie wollen, immerhin kann ich behaupten, daß er sich als eine sehr „wirkliche“ Person erwiesen hat, in der That, als ein wahrer Führer, Berater und Freund gegen uns alle. Er steht in lebhaftem Verkehr mit dem Medium, seine, durch meiner Tochter Hand, automatisch niedergeschriebenen Botschaften dehnen sich auf viele Hundert Seiten aus, und bei allen ist die Handschrift unveränderlich die nämliche. Während der letzten drei Jahre hat das Medium beinahe täglich ihn gesehen und mit ihm gesprochen, und ihre Kräfte stehen gänzlich unter seiner Leitung und Aufsicht. Wir haben seine Geisterphotographie durch die Arbeit des Herrn Duguid aus Glasgow erhalten — kurz — „mein Professor“, wie unsere Tochter ihn nennt, ist uns eine sehr vertraute Persönlichkeit, obschon er nun „unter dem Schleier des Jenseits“ ist.





Die „Medizin" des nordamerikanischen Indianers.[1]

Von

Dr. Ludwig Kuhlenbeck

in Jena.

Es ist schwer, eine umfassende Begriffsbestimmung dessen zu geben, was der Indianer alles mit dem Worte „Medizin" bezeichnet. Das Wort selbst ist bei ihnen seit etwa 200 Jahren von den Blaßgesichtern übernommen, augenscheinlich weil den Blaßgesichtern zuerst das Auftreten der Medizinmänner am Krankenlager auffiel.

In den zahlreichen Zusammensetzungen, in denen jedoch der Indianer das Wort verwertet, geht die Bedeutung desselben weit über die einer magischen Heilkunst hinaus. Der Indianer kennt ein Medizinland, eine Medizinhütte, einen Medizinpfahl, einen Medizinsack usw.; am ersten möchte noch das griechische δεινός den richtigen Sinn wiedergeben, für das es ja auch im Deutschen an einem kongruenten Wortbilde fehlt; denn Ausdrücke, wie „gewaltig", „furchtbar" sagen hier teils zu viel, teils zu wenig; manchmal könnte man es als heilig, manchmal wieder als unheilvoll übersetzen. Der Medizinmann ist dem Indianer so wenig ein bloßer Gaukler, daß ihm vielmehr ein Arzt wie Hippokrates, ein Weiser wie Sokrates einerseits ebenso als solcher gelten würde, wie andererseits ein Feldherr wie Napoleon I oder ein Dichter wie Goethe. Der Medizinmann ist ein ἀνὴρ δεινός.

Freilich führt der Indianer eben alles Gewaltige, sei es im guten oder bösen Sinne, wieder auf mystische oder okkulte Kräfte zurück, auf das Dämonische im Sinne Goethes. Vergleiche Eckermanns Gespräche mit Goethe (Reclam II, S. 62, 190, 201, 204, 205, 207, 217, 227, 229).

Ich erwähnte schon, daß einer der ältesten Forscher des indianischen Charakters, Schoolcraft, als Hauptmerkmal desselben den stoischen Heroismus hervorhob, und nannte selber diesen Heroismus Genialität der

[1]) Vergleiche Maiheft der „Sphinx" 1895.

Willensseite des Menschen. Dieser Heroismus besonders in seiner Richtung auf das Erdulden körperlicher Strapazen und Schmerzen ist dem für Schmerz und Unbequemlichkeit überempfindlichen Zivilisationsmenschen besonders befremdlich, er ist geneigt, ihn aus einer stumpferen Nervendisposition zu erklären. In Wahrheit verhält es sich damit etwas anders. Der Indianer erzieht sich durch eine „Medizintortur" methodisch zum heroischen Krieger. Hören wir darüber einen deutschen Maler (Rudolf Cronau), der mehrere Wochen lang auf den Jagdgründen der Dakotas Studien angestellt hat:

„Unter den Männern", schreibt er,[1]) „fielen mir einige auf, deren Arme und Beine regelmäßige Punkte und kleine Rechtecke zeigten, die wie eine förmliche Tätowierung erschienen. Als ich einen der so Gezierten fragte, wie diese Punkte hervorgebracht seien, zog er mit Daumen und Zeigefinger ein Stückchen Haut straff in die Höhe und deutete an, daß dieselbe mit einem Messer dicht unter den Fingern durchschnitten werde, so daß sich ein rundes Loch bilde. Die Arme des Gefragten wiesen nicht weniger denn je 60 bis 70 derartige Narben auf, die in regelmäßigen Stichen vier-, fünf- und sechsfach nebeneinander standen und in ihrer lichteren Färbung scharf von der eigentlichen Hautfarbe abstachen. Andere Indianer trugen auf jeder Brustseite ähnliche, etwas größere Narben; dieselben rühren von langen, unter den Brustmuskeln durchgezogenen Lederstricken her, vermittelst welcher die Indianer während der Kriegerprobe die Selbsttortur ausüben. Diese Selbsttortur findet während des berüchtigten Sonnentanzes statt, und die jungen Krieger hängen oft einen vollen Tag lang an den am Medizinpfahle befestigten Lederriemen, bevor das Gewicht des Körpers das Zerreißen der Brustmuskeln herbeiführt.

In dem Streben, den Ruf eines besonders tapferen, standhaften Kriegers zu erlangen, suchen die jungen Männer in der Erfindung von scheußlichen Selbstquälereien einander zu überbieten, namentlich waren vor zehn, zwanzig Jahren noch Selbsttorturen im Schwange, die an Grausamkeit wohl kaum überboten werden können. Mit Daumen und Zeigefinger wurde zunächst das Fleisch an Schultern und Brust emporgezogen und mit einem Messer durchbohrt, dessen Klinge an beiden Seiten sägeartig zerhackt worden war, so daß jeder Einschnitt den größtmöglichen Schmerz verursachen mußte.

Durch die auf solche Weise erzeugten Wunden wurden Holzpflöcke von der Dicke eines Fingers geschoben, dann ließ man vom Dache der Medizinhütte zwei Lederriemen herab, die man an den Pflöcken befestigte und woran man nunmehr die Gemarterten soweit in die Höhe hißte, daß die Füße den Boden nicht mehr berührten. Darauf wurde das Fleisch der Ober- und Unterarme, der Hüften, der Schenkel in gleicher Weise durchbohrt, in gleicher Weise mit Holzpflöcken versehen und diese Pflöcke

[1]) Rudolf Cronau, Im wilden Westen, eine Künstlerfahrt. S. 54 ff.

obendrein mit dem Schilde, dem Medizinbeutel oder mit Büffelschädeln beschwert, sodann wurde der Körper soweit emporgezogen, bis auch diese Anhängsel frei in der Luft schwebten. So gewährten die Gemarterten einen entsetzlichen Anblick; Ströme Blutes rieselten an dem nackten Körper herab, schwer hing der Kopf nach vorn oder hinten über, die Zunge trat weit zum Munde heraus. Das Fleisch war da, wo die Holzpflöcke und Lederriemen befestigt waren, die den Körper in der Schwebe hielten, bis sechs oder acht Zoll emporgehoben. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis der so grauenhaft Behandelte nahezu das Bewußtsein verloren hatte, und entsetzliches Schmerzgestöhne sich mit den zum großen Geiste emporgesandten Gebeten verband. Aber schneller und immer schneller erfolgten die Drehungen, keine Sekunde der Erholung wurde vergönnt, bis auch der letzte Schmerzensschrei, der letzte Seufzer verklungen war und kein Zucken mehr verkündete, daß noch Lebensgeister vorhanden seien. So blieb der Gemarterte fünfzehn, zwanzig Minuten lang hängen, anscheinend ein lebloser Körper und nun, nachdem der Medizinbeutel der völlig kraftlosen Hand entsunken war, ließ man den Ohnmächtigen endlich wieder zum Boden hinab, nur aber, um ihn neuen Martern entgegenzuführen. Man entfernte zunächst die Holzpflöcke aus Brust und Schultern, beließ aber die übrigen nebst ihrem Gewicht, und so schleppte sich der Gequälte, nachdem er wieder zu sich gekommen, zu einem neuen Martyrium, indem er seine Hände auf einen Büffelschädel legte und sich zu Ehren des großen Geistes den kleinen, mitunter sogar auch noch den Zeigefinger der linken Hand abhacken ließ.

Während all dieser Torturen standen die Häuptlinge und Krieger als Zuschauer ringsumher, um zu entscheiden, wer am längsten zu widerstehen vermöge. Endlich wurden die Armen zur Medizinhütte hinausgeführt, aber ihre Qual hatte immer noch kein Ende, — noch waren ja die Büffelschädel, der Schild, die Anhängsel an den Pflöcken befestigt. Und nun begann der sogenannte „letzte Lauf". Bleich und erschöpft durch Blutverlust und vier Tage langes Fasten, standen die Dulder, harrend der neuen Pein. Und jeder derselben ward auf ein gegebenes Zeichen von zwei Kriegern bei den Armen ergriffen und im schnellen Laufe fortgerissen, so wild als möglich, um die Medizinhütte herum, so daß Büffelschädel, Schild und alles andere an den Pflöcken befestigte auf- und niedersprang, wobei der Indianer in der Regel das Bewußtsein verlor, ehe auch nur der halbe Kreis durchgemacht war. Endlich riß man ihnen alles, was an den Pflöcken befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüschen und ließ sie liegen. Nach einiger Zeit schleppten sich dann die wieder zum Bewußtsein Gekommenen so gut sie konnten zu ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband. Hatte so der Indianer durch das standhafte Ertragen dieser entsetzlichen Martern den Beweis erbracht, daß er würdig sei, ein Krieger zu heißen, so schloß er sich einem Häuptlinge an, um demselben auf dem Kriegspfade zu folgen.

Die letzte dieser grausigen Torturen hatte in Standing Rock ein Jahr vor meinem Besuche stattgefunden, jetzt aber war die Ausübung derselben durch den Agenten verboten worden".

* * *

Offenbar handelt es sich bei dieser indianischen Kriegerprobe um nichts geringeres, als um methodische Herbeiführung einer ähnlichen Abstumpfung gegen physische Schmerzen und schließlicher Empfindungslosigkeit, wie sie sich mit hypnotischen und somnambulen Zuständen verknüpft. Ganz besonders geeignet dazu dürfte der schließlich durch die Drehungen am Medizinpfahl erzeugte Schwindel erscheinen. Hat die Schmerzempfindung erst einmal die letzte Schwelle überschritten, so tritt mit der plötzlich erreichten Bewußtlosigkeit nicht selten geradezu vermöge des Gesetzes der Reaktion eine Art von Wonnetraum ein, und die Erinnerung an diesen sowie das Bewußtsein des überstandenen früheren Schmerzes muß allerdings zum aktiven und passiven Heroismus zu allen kriegerischen Tugenden besonders geeignet machen; nach Tacitus dürfen wir annehmen, daß bei den alten Germanen eine ähnliche Abhärtungsmethode des jungen Kriegers üblich gewesen ist.

Auch die „dämonische" Grausamkeit des Indianers, welche nicht abgeleugnet werden kann, erscheint moralisch in milderem Lichte, wenn man, was auch Cooper bereits in seinen durchaus lebenswahren Romanen betont, bedenkt, daß er von sich aus auch andere beurteilt und in dem Triumph des Willens über körperliche Qualen eine hervorragende menschliche Tugend erblickt, welche zu bezeugen nach seiner Meinung eine Ehre für den Gefangenen sein muß, den er an den Marterpfahl bindet.

Giordano Bruno würde die indianische Kriegertortur als ein Beispiel seiner eigentümlichen, von ihm zur Erklärung der verschiedensten abnormen Seelenphänomen aufgestellten Theorie von den „Kontraktionen" oder seelischen Kraftanspannungen haben anführen können. (Vergl. Jordanus Brunus, Sigillus sigillorum. Opera latina. Gfrörer S. 569 des multiplici contractione; übersetzt in „Spaziergänge eines Wahrheitssuchers ins Reich der Mystik, S. 186—200). Er würde sie der 15. und letzten der von ihm aufgestellten contractiones zuordnen, welche er selbst für die löblichste erklärt, indem er sagt: „Ich bin geneigt zu glauben, daß der, welcher sich noch vor körperlichen Uebeln fürchtet, niemals etwas Göttliches gekostet hat".

* * *

Die indianische Medizin umfaßt das ganze Gebiet des sog. Okkultismus oder der praktischen Mystik, die schwarze und weiße Magie. Der Glaube des Indianers an magische Kräfte ist unerschütterlich und zwar geht seine Ueberzeugung dahin, daß die rote Rasse in ganz besonderem Grade zur Entwickelung derselben befähigt sei. In drastischer Weise tritt dies in einer Legende zu Tage, die der Wyandot-Häuptling Oriwahento einem Reisenden erzählte.

Indianer-Legende vom nackten Mann und bekleideten Mann.

Es trafen sich ein nackter Mann und ein bekleideter. Sie begannen miteinander eine Unterhaltung.

„Ich gehe, um meine Schöpfung zu übersehen, die ich gemacht habe", sagte der letztere, welcher „Gut" hieß, „aber wer seid Ihr?" „Bekleideter Mensch", sagte ersterer, „Ich bin so mächtig, wie Du! Ich habe alles Land gemacht, das Du siehst!" „Nackter Mann", erwiderte der Bekleidete, „ich habe alle Dinge gemacht, erinnere mich aber nicht, Dich gemacht zu haben". „Willst Du meine Macht kennen lernen", sagte der Nackte, „so wollen wir unsere Kräfte erproben. Laß jenen Berg hierherkommen, und darnach will ich dasselbe thun, und wir werden sehen, wer die stärkste Macht hat". Der Bekleidete fiel auf seine Kniee und betete, aber es trat kein Erfolg ein, auch nicht zum Teil. Dann zog der Nackte seine Rassel aus dem Gürtel und begann sie zu schütteln und zu murmeln, nachdem er zuerst dem anderen die Augen verbunden. Nach einiger Zeit sagte er: „Siehe". Er enthüllte ihm die Augen, und siehe, der Berg stand vor ihm und erhob sich in die Wolken! Dann verband er ihm wieder die Augen, nahm seine Rassel wieder und murmelte. Der Berg hatte seine frühere Entfernung wiedergewonnen.

Der Bekleidete hielt in seiner Linken ein Schwert, in der Rechten die Gebote Gottes. Der Nackte hatte in der einen Hand eine Rassel und in der andern eine Kriegerkeule. Die Macht des Schwertes zu zeigen, schlug der Bekleidete einen Zweig ab und legte ihn vor sich hin. Der Nackte nahm ihn auf und hielt ihn wieder an die Schnittfläche des Baumes und er wuchs wieder an. Dann nahm er seine Keule, welche platt und stumpf war, schlug damit den Zweig ab und heilte ihn wiederum an. Der Nackte konnte seiner Rassel dieselben Antworten entlocken, wie der andere seinem Buch. Der Bekleidete versuchte die Keule zu gebrauchen, konnte sie aber nicht mit Geschick verwenden, während der Nackte das Schwert nahm und so gut gebrauchen konnte, wie der andre."

* * *

Diese Legende ist in mehr als einer Richtung von besonderem psychologischen und ethnologischen Interesse. Zunächst erinnert sie in ihrer Hyperbel vom Versetzen des Berges an ein bekanntes Wort des christlichen Heilands. Sie deutet sodann durch Gegenüberstellung des nackten und bekleideten Mannes an, daß die Zivilisation den Glauben, der eine Voraussetzung aller magischer Fähigkeiten sein soll, schwäche. Sie stellt die naturwüchsige, hellseherische Einsicht über die diskursive, indem sie die Rassel, das magische Instrument, dem Buche des Bekleideten vorzieht.

Die Rassel, als vermeintliches Erregungswerkzeug geheimnisvoller Kräfte, bietet ein besonderes ethnologisches Interesse, insofern sie an das Sistrum der alten Egypter erinnert. Als hypnotisierendes Werkzeug kommt

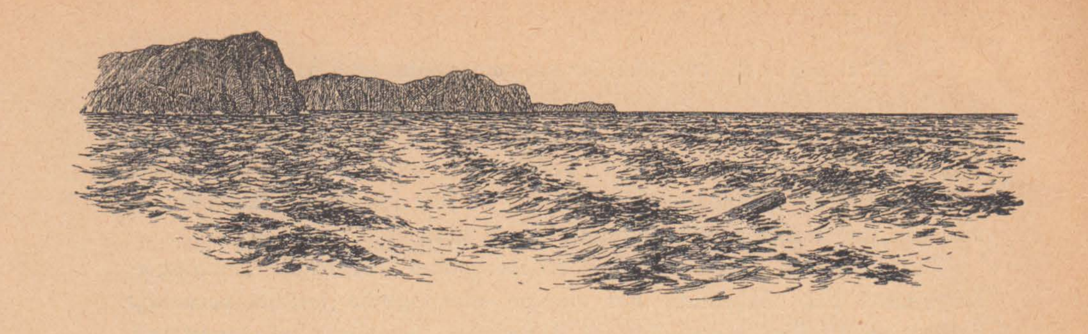
sie sogar in der Tierwelt zur Anwendung: die Klapperschlange, dieser Hypnotiseur unter den Reptilien, bedient sich ihrer Rassel oder Klapper, um ihre Opfer, besonders kleine Vögel, in eine schreckhafte Lähmung zu versetzen und wehrlos und fluchtunfähig zu machen.

Die oftmals sehr auffällige Wiederholung derartiger „magischer“ Hülfsmittel und Gebräuche hat manche ethnologische Forscher veranlaßt, gerade darauf ihre mannigfaltigen Hypothesen von einem verwandtschaftlichen Zusammenhang der Indianerstämme mit den verschiedensten Rassen und Völkerschaften der alten Welt zu begründen. Missionäre haben die Indianer Nordamerikas mit Vorliebe für die Nachkommen der angeblich verloren gegangenen 10 Stämme Israëls gehalten, und ich erinnere mich eines dicken Folianten aus der Göttinger Bibliothek, dessen Verfasser und Titel ich leider vergessen habe, in dem diese absurde, bekanntlich auch in einigen der berühmten Indianerromane Coopers persiflierten Behauptung unter besonderem Hinweis auf die Prophetengabe der Medizinmänner mit unglaublichem Aufwande scholastischer Gelehrsamkeit bewiesen werden soll.

Andere haben die Egypter aus gleichem Grunde zu Stammvätern der Indianer gemacht. Schoolcraft, the American Indians, S. 206 schreibt: „Das Vorkommnis einer zahlreichen Klasse von Jossakeds oder „Flüsterern“ (das Wort bedeutet soviel als leises Gemurmel auf der Erde) ist ein Zug, der an eine ähnliche Menschenklasse der östlichen Halbkugel im Altertum erinnert. In der That sind diese Personen die Magier der westlichen Urwälder. Bei der Ausübung ihrer Künste und besonders in den Begriffen, die sie über die Heiligkeit des Feuers und über die Seelenwanderungslehre an den Tag legen, muß man eine Abkunft von den Schülern des Zoroaster und der fruchtbaren persischen Rasse weit eher denken, als an eine solche von der geistig weit beschränkteren Mongolenrasse“.

Mit demselben Rechte könnte man augenscheinlich auf die Druiden verweisen. Vielmehr hätte man meines Erachtens zunächst umgekehrt aus dem gleichförmigen Auftreten der fraglichen magischen und transscendentalen Gebräuche und Fähigkeiten auf ihre allgemein-menschliche Prädisposition folgern sollen.





Unsterblichkeit.[1]

Antwort auf die Rundfrage.

Von

Dr. Otto Henne am Rhyn,

Staatsarchivar in St. Gallen.

*

1. Die Annahme, daß von der menschlichen Individualität nach dem Tode des Körpers irgend ein bewußter Wesenskern fortdauere, ist eine auf höheren Stufen des Denkens bei den Völkern der Erde beobachtete Kulturerscheinung, welche in ihren Anfängen wahrscheinlich auf dem Schlusse beruht, daß die Wiederkehr der Gestirne nach ihrem scheinbaren Untergange, das Wiederaufleben der Vegetation nach ihrer Erstarrung, die Verwandlung der Insekten und vielleicht noch andere Naturerscheinungen auch im Menschen ihre Analogien haben dürften, wozu wohl auch die Erfahrung des Träumens von verstorbenen Personen beitragen mochte. Bei weiter hervorgeschrittenem Denken nimmt jene Vorstellung moralische Motive in sich auf, indem sie sich von der Erfordernis einer Wiedervergeltung sowohl für gute, als für schlimme Handlungen des Menschen leiten läßt. Sie wird aber häufig aus wissenschaftlichen Gründen verworfen, weil ihr selbstsüchtige Zwecke und unbewiesene Behauptungen schuldgegeben werden.

2. Da ich weder Thatsachen erlebt habe, welche für, noch solche, welche gegen die Fortdauer eines Wesenskerns des Menschen nach dem leiblichen Sterben sprechen, und mir auch keine Thatsachen außerhalb meiner Erfahrung bekannt sind, die mich zu einer entschiedenen Stellungnahme in dieser Frage zwingen könnten, so muß ich mich auf folgende mehr oder weniger hypothetische Meinungen beschränken:

a) Es ist möglich, daß das allgemeine Vorkommen des Fortdauerglaubens auf einem dem Menschengeschlechte angeborenen Instinkte einer ihm nur nicht zum unmittelbaren Bewußtsein gekommenen Thatsache beruhe.

---

[1]) Vergleiche „Sphinx“, Mai 1895: Antwort von Felix von Weingartner.

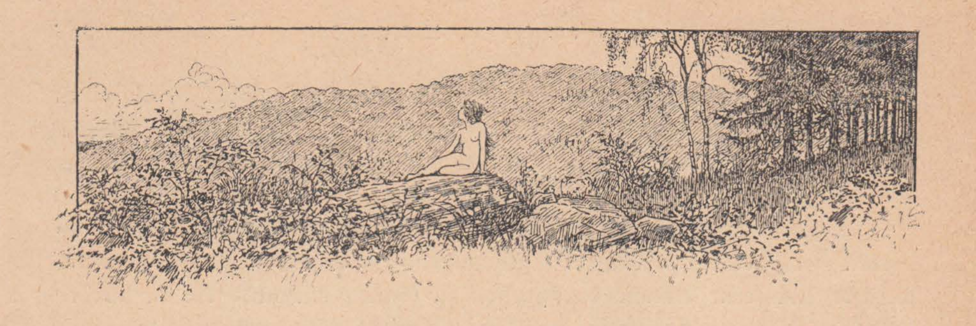
b) Ich halte die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes als eines Ganzen, zu welchem jeder einzelne beizutragen hat, für wichtiger, als die Vervollkommnung des einzelnen in Lebensphasen, von denen die Ueberlebenden keinen geistigen Vorteil haben.

c) Ich kann mir nicht vorstellen, daß nach dem Tode, die Trennbarkeit der Seele vom Körper angenommen, der erstern so viel Materielles anhafte, um ferne Räume durchmessen zu können, während ein Verbleiben der abgeschiedenen Seelen in der Nähe der Todesstätte mir ein so trauriges Los scheint, daß ihm ein völliges Aufhören des Bewußtseins vorzuziehen wäre.

d) Um die genannte Trennbarkeit und Fortdauer für glaubhaft zu halten, scheint es mir notwendig, eine solche ohne Erinnerung an den früheren Zustand wenigstens für eine gewisse Periode anzunehmen, weil ein Wesen, das kein Ende hätte, auch keinen Anfang gehabt haben könnte, mithin im Falle der Wirklichkeit einer Fortdauer unser Erdenleben ein solches ohne Erinnerung an einen früheren Zustand sein müßte, der uns aber, wenn diese Phantasie gestattet ist, vielleicht in unerklärbaren Träumen noch undeutlich, in späteren, vollkommeneren Phasen aber deutlicher ins Bewußsein treten möchte, so daß ein allmählich von Stufe zu Stufe erwachendes Erinnerungsvermögen denkbar wäre, ohne welches die Fortdauer überhaupt als wertlos erachtet werden müßte.

St. Gallen, 29. Juni 1894.





Aphorismen eines Einsiedlers.[1]

Von

Paul Lanzky.

Ich ging den Pfad des Irrtums und wußte es nicht; doch als ich mich selber widerlegt hatte, es einsah und darüber lächelte, da wußte ich, daß ich einen Augenblick recht hatte.

Du zählst die Sekunden, indessen Tag und Jahr ungenützt verrinnen: wäge Gedanken und Thaten, um den Inhalt deines Lebens zu erkennen!

Die Schwätzer glauben zum wenigsten gescheite Menschen zu sein; aber Klugheit hat sich noch nie durch viele Worte verraten.

Es giebt Menschen, die teilen lebenslang Lehren aus und nehmen keine an: sie kennen weder sich, noch andere, noch die Dinge, trotzdem sie sehr lichte Vorstellungen von allem haben. Es giebt andere: die kennen Menschen, Dinge und vielleicht sich selber, — aber gerade darum denken sie nie daran, einen Rat zu geben.

Was ich außer mir besitze? Ist es nicht genug, mich selbst zu haben und mein zweites Ich mit allem Widerstreit und jedem neuen Versuch zur Uebereinstimmung und dem kühnen Streben, das Unerreichte dennoch zu erreichen? Wie sollte ich nach loseren Dingen und Zuständen verlangen, sie nicht vielmehr von mir werfen, wenn sie mir noch anhafteten?

Viele Zungen sprachen aus mir, als ich dem Drang und der Welt gehörte; nun gehöre ich in mir dem Leben, wie sollte ich mehr denn eine Zunge haben?

---

[1]) Vergl. „Sphinx" XVIII, 97, März 1894, S. 189—192 und XX, 109, März 1895, S. 188—192.

Nie noch hieß einer sich selber gut von Anfang bis zu Ende; nie verblieb einer derselbe.

Ich schaue nur noch auf die nächsten Dinge, daß sie mir den Weg zum Fernsten bereiten, denn jenes Fernste selber liegt mir als Richtung vor.

Viele harte Pfade lernte ich im Leben kennen, doch einen schönen gewundenen Pfad fand ich auch: an ihm ergötzt sich die Genügsamkeit meiner Seele.

Du lockst mich, du bewegst mich, du häufst mir die Lust der Seele, — aber du verführst mich nicht, enttäuschest mich nicht. Gehörest du nicht zu den Mehrern des Gutes meines Abends?

Ich hatte viele Wünsche und manches Verlangen im Leben; nun habe ich eine Hoffnung: in mir dem Bilde meiner Freiheit treu zu bleiben.

Der Wege sind viele, welche die Menschen zur Erkenntnis führen; aber für dich giebt's nur einen Pfad: du gehst ihn.

Was uns „Modernen" abgeht, sind die Säulen des Horizonts. So giebt es einige wenige, die ihre Lebensaufgabe kennen, aber der Mensch ward zum Irrlicht und Firlefanz.

Die Wahrheit formt das Gesetz; das Gesetz ist wandelbar: also ist die Wahrheit wandelbar.

Was den Griechen und Römer noch heute in unseren Augen so hochstellt, ist, daß er alles aus einem begrenzten Leben für ein Weltreich lernte, während der Moderne nicht mal aus Weltreichen das Notwendige für sein Leben entnimmt.

Die Wahrheit wird; der Pfad zu ihr entwickelt sich: bald eben, bald steil, abweichend, im Zickzack und geradlinig. Wer diesen Pfad sich selber bahnen muß, ohne Fußspuren zu finden, und dennoch freudig bleibt, er findet sich selber in der Wahrheit.

Es gehört zur Größe der Natur, alles Kleine und Widersprechende als sie Ergänzendes in sich zu bewahren.

Zweimal dasselbe thun wollen, heißt sich selber mißbilligen als unkundigen, saumseligen, schlafenden Kunstgestalter seines Lebens.

Die Künstler der Griechen waren philosophischen Geistes: darum hegte das Volk selber, welches aus ihnen seine geistige Nahrung zog, eine so große Achtung vor der Lebensweisheit, daß es neben Epikur Zenon, und neben diesem Diogenes zu schätzen wußte.

Uns geht die Weisheit als Lebensinhalt ab, d. h. das Leben als Gestaltung nach einem Ideal, sei es transscendentaler, sei es irdischer, aber dennoch unvergänglicher Natur. Dieser Gehalt fehlt ebenso der ganzen Kunst.

Die Weisheit giebt es nicht; doch giebt es *unsere* Weisheit und die der Zeitgenossen, wie jene der Himmelsstriche in Vergangenheit und Zukunft.

Alles Unbestimmte hat auch seinen Wert: es läßt selbst das individuelle Leben als solches erscheinen, das ewig dauern müßte, so ihm die Sicherheit zur Handlung verschaffend.

Sich „objektiv" zu allen Dingen zu stellen, ist ein Unsinn. Man kann sich und die Umgebung nicht versteinern, noch die ganze Welt unter denselben Gefrierpunkt und gleichen Barometerstand bringen.

Der Schüler, welcher nur darauf achtet, überall in die Fußstapfen des Meisters zu treten, tritt auch seine Lehre breit, d. h. verpöbelt sie und macht sie unkenntlich.

Wer einen Denker verstehen will, der sehe zu, woher er kommt und wohin er gelangen will; sonst macht er sich ein Phantom zurecht, an das er *glaubt*, wie ein Sektierer.

Es ist nichts so schwer, als einen Gedanken zu formen, wenn man gedankenlos hinlebt; hingegen hebt sich von selbst eine Idee aus der Kette von Begriffen heraus.

Ein „Tagebuch" zu führen, kann zu einer guten Zucht verhelfen; hat man diese Zucht, so wirft man das Buch ins Feuer.

Es giebt Menschen, die besinnen sich nie auf sich selber: es sind die Tagelöhner des Lebens und die Geschwätzigen des Marktes.

Was man erlebt, steht zur Theorie des Lebens, wie eine gemachte physikalische Entdeckung zur erlernten Thatsache.

Die Vielthätigen haben vor den Reflektierenden den Vorsprung, daß sie ihr Leben ausfüllen, also, daß es ihnen selber gehaltreich erscheint, wie der Menge.

Die Erkenntnis wirkt grell und abstoßend, wofern sie in die Tiefen der Empfindungen und Leidenschaften fällt; sie beruhigt, wo es sich um volle Aufklärung der Einsicht handelt.

Der Abend hat ebensowenig eine Bedeutung für dich, wie der Mittag oder die Vesperstunde, wenn sie deinem Leben keinen Stempel aufdrückten.

Viel wissen, heißt meist wenig können; etwas gründlich kennen, ist sich selbst vertiefen, sich ergründen.

Es giebt Menschen, die nie etwas klar sehen wollen: es sind die Visionäre, denen ihr Traum als Wirklichkeit gilt.

Ich weiß vieles nicht, doch dreierlei weiß ich bestimmt: der Mensch ist verschieden vom Menschen; der eine lebt vom andern; alle wandeln in unbewußten Ketten.

Nicht die Rache ist süß, sondern das Gefühl des wiederhergestellten Gleichgewichts: dieses erreicht der Sanftmütige von selbst, indem er vergiebt.

Keine Reue, keine Strafe, kein Tod „sühnt“ etwas: sie sind nur warnende Tafeln an gefährlichen Stellen, an denen immer wieder irrende Menschen vorüber müssen; doch in der Eile gewahren sie die weitaus meisten nicht.

Ich gab dir etwas, du nahmst mir noch mehr: war ich zu karg im Geben oder du zu heißhungrig?

Viele Wellen bildet das Meer, und jede bricht sich an einem Strande; doch das Meer zerbricht nimmer. Also strandet jeder einzelne; doch die Menschheit flutet weiter.

Das Reich des Lebens ist eins mit dem des Todes, wie Himmel und Erde, zeitlich und ewig, endlich und endlos eins sind.

Daß du dich selber erkennen lerntest, dazu fandest du soviel Prüfsteine und verlockende Gärten an deinem Wege.

Die „Treue" ist ein Festhalten an den Planken des Schiffes, auf welchem wir die Fahrt des Lebens machen. Zuweilen sterben wir deshalb eines salzigen, qualvollen Todes.

Ein Opfer bringen ist ein Anerbieten machen, das ausgenützt wird: als solches hat es immer seine Schattenseiten für den Darbringenden, dessen Spenden über seine Kräfte mißbraucht werden.

„Einmal, nur einmal!" lautet der Wahnsinnsdrang der Minute. Doch die Minute kehrt wieder und wieder und gebiert von neuem aus sich den Drang: „noch einmal!"

Viele Schuppen müssen von dir sinken, ehe du die Reinheit der Begierdelosigkeit und so nur der Durchsichtigkeit erhältst — wenn sie im Wandel dir werden kann.

Das „Gleichgewicht des Lebens" erreicht sich nur auf Sekunden: das Leben ist ein Balancieren zwischen Sein und Anderswerden.

Im Lande der Freiheit wohnen die Sichgutheißenden; in der Knechtschaft verbleiben die Sehnsüchtigen.

Es giebt eine notwendige Zucht für jeden: sich mit sich selber in Uebereinstimmung zu bringen; wer sie nicht übt, erreicht seine erste Menschenaufgabe nicht und folglich noch weniger alles, was aus ihr fließt.

Wer Weib, Kind und alles was sein ist, verlassen kann, der hat sich noch nicht gefunden und thut es unter dem Eindruck, sich für sich frei zu machen.

Niemals lachte mir der Tod so hold, wie, als ich ihm einmal um eine Sekunde nahe stand. Seitdem weiß ich, daß wohl der Weg zum Grabe schwer, die Erlösung vom Wandel aber eine Seligkeit ist.



Feuerzauber.

Mir kam zufällig das Dezemberheft der „Sphinx“ von 1894 in die Hand, in welchem ich einen Bericht unter obiger Ueberschrift fand. Dieser erinnerte mich an eine Begebenheit, welche ich in meinen Jugendjahren vielfach von alten Leuten erzählen hörte. Ich will dieselbe so wiedergeben, wie ich sie noch in guter Erinnerung habe. Vielleicht bietet sie einen Beleg zu oben angeführtem Berichte.

Eines Tages kam eine Herde Zigeuner ins Dorf und verlangte bei einem Besitzer Nachtlager. Dieser gewährte dasselbe, wenngleich widerwillig, und wies ihnen seine Scheuer an. Nebenbei bemerkt, war das ganze Wirtschaftsgebäude gezimmert und mit Stroh gedeckt. Die Zigeuner machten es sich darin bequem, und bald loderte auch ein mächtiges Feuer in derselben, um welches sich die braunen Kinder der Steppe behaglich lagerten. Der Bauer war natürlich voller Angst, es möchte ihm sein ganzes Gebäude in Flammen aufgehen; er postierte sich am Eingange, um einerseits dem Treiben der Zigeuner zuzusehen, hauptsächlich aber, um gleich bei der Hand zu sein, wenn die Flammen etwa weiter greifen sollten.

Wie es bei solchen alten Gebäuden gewöhnlich der Fall ist, waren unter dem Strohdache eine Unmasse von Spinneweben. Ein alter Zigeuner mochte dieselben bemerkt haben. Er nahm eine Fackel aus dem Feuer und brannte mit derselben ein Spinnengewebe ums andere herab. Sobald die Flamme ungebührlich hoch aufloderte, sagte er nur: „pst“ und alsobald erlosch sie auch. Es läßt sich denken, daß dem Bauern dabei heiß und kalt wurde, da er mit ansehen mußte, daß unter seinem Strohdache so herumgezündet wurde.

Anderen Tages, als die Zigeuner abgezogen waren, war in der Tenne nicht ein Brandfleck zu sehen, obgleich sie auf den bloßen hölzernen Dielen derselben geheizt hatten, und kein Strohhalm des Daches war versengt. Nur die Spinnengewebe waren weggebrannt.

Diese Geschichte hat noch ein Nachspiel.

Nach einiger Zeit hatten sich die Spinnen wieder neue Netze gesponnen, und der Bauer erinnerte sich des einfachen Mittels, mit welchem der alte Zigeuner dieselben entfernt hatte. Er nahm deshalb eine Spanfackel, um diese Spinnengewebe herabzubrennen. Als es bedenklich hoch aufflackerte, sagte er wohl auch „pst“, aber so oft er es auch wiederholte, es half nicht. Die Flamme ergriff das Strohdach und sein Wirtschaftsgebäude ging in Flammen auf.

So weit geht meine Erinnerung.

St. Oswald. **B. J. Krones.**



Außerhalb des Körpers.

Folgender höchst interessante Bericht über Erfahrungen während einer Narkose sind mir von einem Mitgliede der theosophischen Gesellschaft eingesandt worden; es ist ein Auszug aus einem Briefe, der an ein Familienglied des Berichtenden geschrieben ist. Er sagt:

Am Montag ließ ich mir einen Zahn ausziehen und wurde dabei mit Nitro-Oxygen narkotisiert; während ich mich unter dem Einflusse des Gases befand, machte ich eine höchst sonderbare Erfahrung. Nach einer anfänglichen, kurzen Periode von Bewußtlosigkeit wurde mir klar, daß ich mich nicht mehr auf der physischen Daseinsebene befand; mein Körper und alle andern physischen Gegenstände schienen verschwunden zu sein. Nach jeder Richtung hin streckte sich ein dunkles blaues Gewölbe, etwa dem Himmel einer Sommernacht vergleichbar. Ich schien selbst keine Form zu haben, doch mein formloses Selbst umgab ein weißes mildes Licht, das wie eine Art formlosen Körpers für mich handelte, und von ihm ging etwas aus, was ich nur als einen leuchtenden Faden bezeichnen kann, und ich wußte, daß dieser mich mit meinem physischen Körper verband. Nahe bei mir, fast in Berührung mit mir, war ein anderer formloser Körper aus eben solchem milden weißen Lichte, gerade wie ich; und er leuchtete mit ganz derselben Stärke. In beträchtlicher Entfernung waren andere weiße Lichter, viel weniger hell als ich und das in meiner Nähe; solche Lichter erstreckten sich in weite Ferne, soweit ich nur sehen konnte.

Damals konnte ich wirklich verstehen, was es hieß, formlos zu sein und doch seine Individualität zu behalten, und ich sagte mir: „Natürlich kann es formlose Wesen geben. Wie wunderbar, daß ich das vorher nicht begreifen konnte! Schon öfter bin ich, wie jetzt, formlos gewesen. Ich erinnere mich alles dessen“. Aber ich wußte zugleich, daß meine Fähigkeit, solchen formlosen Zustand zu begreifen, nur darauf beruhte, daß ich mich jetzt außerhalb meines Körpers befand und daß ich, wenn ich wieder in meinen Körper zurückkehrte, wieder ganz unfähig sein würde, einen solchen Zustand zu verstehen.

Nun fing eine Stimme an zu sprechen. Ich erinnere mich nicht genau der Worte; aber sie waren ungefähr das folgende: „Wisse, daß formlose Wesen beten. Weil du nun dem Gesetze gehorcht und dich mit einem Körper angethan hast, der stofflich und stumpf ist und der für Dinge, die du jetzt verstehst, große Hindernisse bietet, so mißtraue niemals wieder den innern Geisteslehren und gieb dich nicht dem Unglauben hin in Sachen derjenigen Zustände, die dir in deinem Körper unbegreiflich sind!“

Dann fühlte ich Antriebe dem Faden entlang, der mich mit meinem Körper verband, und ich wußte, daß ich nun zu ihm zurückkehrte. Es schien mir, daß ich in spiralförmigen Windungen in meinen Körper hineingezogen wurde; der ganze Vorgang dieser Rückkehr war höchst unangenehm. Ich wünschte durchaus nicht zurückzukehren, ebenso-

wenig wie man für gewöhnlich den Wunsch hat zu sterben. Als ich erwachte, waren meine ersten Worte: „Was für ein entsetzliches Gefühl!“ Ich dachte dabei an das Rückkehren, nicht an das Zahnausziehen, wovon ich nichts gefühlt hatte.

Hinsichtlich der andern Lichter, die ich sah, hatte ich den Eindruck, daß sie für immer vom Körper getrennt (d. h. verstorben), aber daß ich und das helle Licht neben mir nur zeitweilig außerhalb des Körpers waren.

Ist das nicht ein merkwürdiges Erlebnis? Nie in meinem Leben hatte ich so lebhafte Eindrücke. Dies ist ein so unbedingt wahrer Bericht, wie ich ihn überhaupt nur schreiben kann; nur bin ich leider nicht im stande, auch nur einigermaßen wiederzugeben, was ich in jenen Augenblicken empfand, denn mein Gehirn kann eben nichts begreifen, was ich damals fühlte. Ich habe mir schon früher einmal einen Zahn ausziehen lassen an demselben Orte und in gleicher Weise; damals aber war ich völlig unbewußt während der ganzen Zeit. Lucifer, 15. Juni 94, 265.



Weltenträume von E. O. Hörsting.

Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) Leipzig. 49 S. Preis 1 Mk.

Selbstanzeige.

Weltenträume schildert in Bild und Gleichnis das Ringen nach geistiger Erkenntnis.

1. Der Wahrheit Suchende, der bisher nur das Empfindungsleben der Außenwelt lebte, tritt in die stille Klause des erdgebundenen Verstandes, der ihm die Welt im Spiegel der Vorstellung zeigt. In ihm erkennt er die Erscheinungen des Lebens als Wirkungen und erkennt von diesen Wirkungen die nächstliegenden Ursachen; doch vergeblich forscht sein Blick nach dem Ursprung des Lebens, nach dessen Ziel und Zweck, und der Duft nur geahnter Vergangenheit, sowie das Hoffnungsbild einer glückseligen Zukunft, wie es früher sich ihm Walhalla gleich aus den Wolken hob, müssen der starren, trüben Oede strenger Verstandesfolgerung weichen, die einzig von der Sinneswahrnehmung ausgeht.

   Da regt sich das Verlangen die Verstandeskraft zu prüfen, auf deren Grund sich das Gebäude solch trostloser Weltanschauung erhebt. Auf welche Weise tritt die stoffliche Außenwelt in unsere Vorstellung? Wie erfolgt unsere Sinneswahrnehmung? Der Verstand vermag keine befriedigende Antwort zu geben; denn die Kenntnis vom Stoff wird einzig durch die unverstandene Kraft vermittelt, und nur ein kleiner Teil der wirkenden Kraft macht sich den Sinnen wahrnehmbar. Die Gesetze der Kraft sind etwas Geistiges, und geistig ist das Wahrnehmende in uns — bedarf

es vermittelnder irdischer Kraft, damit Geistiges auf Geistiges wirke? Der Verstand, unfähig Gewißheit zu geben, weist den Suchenden hin auf eine scheinbar unmittelbare geistige Einwirkung (Hypnotismus), dann, indem er sein Wesen schildert, auf die ihn störende, oft aber auch fördernde Phantasie. Er ist ein Kind dieser Welt, und die Erkenntnis, daß die — unsere Sinnenwelt bedingenden — Anschauungen von Zeit, Raum und Folgezwang unlösbar mit ihm verknüpft sind, diese Zerlegung und Umgrenzung seiner selbst, erkennt er als seine größte Leistung. Sie erwies, daß die Bedingungen der Welt nicht außer uns, daß sie in unserem erdengebundenen Verstande liegen, daß dieser Verstand das Ueberweltliche nie erschließen könne, indem er stets die Erdenbedingungen damit verknüpfen müsse.

2. In jenem Empfinden, das unabhängig von äußeren Eindrücken besteht, in der Sehnsucht nach der Wahrheit, nach dem Göttlichen, die gleich einem aus reinerem Urzustand geretteten Keim in uns ruht, findet der Mensch in sich eine Spur des Ueberirdischen, des Ewigen. Noch unvermögend diese Spur im eigenen Innern zu verfolgen, sucht er sie in der geistigen Menschheit. Er erkennt sie im Genius, der den Verstand weit überflügelt, im Gewissen, wie es beglückend oder strafend wirkt; er sucht sie in den Gesetzen geistigen Lebens, im schwankenden Maßstab von Glück und Leid, im Wechsel von Thätigkeit und Rast, in der unserem Denken und Empfinden anhaftenden Notwendigkeit des Gegensatzes.

3. Doch überall Schwankung und Wechsel in der Erscheinung, fester Halt einzig im eigenen Innern. Und dem Innern wendet der Mensch mit Inbrunst den Blick abermals zu, denn nur dort kann unvermittelt das Ewige ihm aufleuchten, nur im Geiste kann Geistiges gefunden werden — und, Dank der inneren Stimme, wird ihm schließlich ein Lichtblick zuteil, ein Lichtblick, der nur dem geistigen Empfinden, nicht dem irdischen Verstande, sich erschließen kann.

Der Evangelimann von Dr. Wilhelm Kienzl.

Kurz vor Abschluß des Juniheftes hörte ich gerade noch die Oper „Der Evangelimann" von Kienzl im Berliner Opernhause, die so viele Vorzüge vor anderen neueren Musikwerken dieser Art hat, daß ich ihre Einführung in weitesten Musikkreisen empfehle. Der Klavierauszug mit Text ist bei Ed. Bote und Bock, Hofmusikalienhändlern in Berlin W., Leipzigerstraße 37, erschienen (Preis 8 Mark) und entspricht allen Anforderungen.

Der Dichterkomponist Kienzl ist 1857 in Weizenkirchen (Ober-Oesterreich) geboren und wurde in Graz erzogen, so daß er sich als Steiermärker fühlt. Er besuchte nie ein Konservatorium, studierte aber auf

den Universitäten Prag, Graz, Leipzig und Wien Philosophie und Kunstgeschichte und machte sein philosophisches Doktorexamen mit der Richard Wagner gewidmeten Dissertation „Die musikalische Deklamation“. Als Schüler Wagners lebte er lange in Bayreuth und wohnte auch der Beerdigung Wagners in Venedig bei. Er dichtete und komponierte die Oper „Urvasi“ nach Kalidasa (Verlag von Ries u. Gillich in Berlin), ebenso die Musiktragödie „Heilmar der Narr“. Gesammelte Abhandlungen von Dr. Kienzl sind bei Matthes in Leipzig erschienen.

Diese Mitteilungen erhielt ich vom Dichterkomponisten, der den untrüglichen Eindruck einer offenen, gemütvollen, liebenswürdigen Persönlichkeit macht und durch sein natürliches und frisches, gutherziges Wesen jeden gewinnen muß, mit dem er verkehrt.

Dr. Kienzl's musikalisches Schauspiel „Der Evangelimann“ bricht mit dem unharmonischen Toben der Rachsucht und wilden Tierleidenschaft. Es stellt eine Handlung dar, in welcher christliche Gesinnung zur That wird.

Dr. Kienzl ist philosophisch genug durchgebildet, um zu wissen, daß die einfache Lehre der Bergpredigt den Höhepunkt unserer Ethik bildet. Dieser Gedanke ist das Ziel der Dichtung, in welcher zwei Brüder den Kampf des Guten mit dem Bösen darstellen. Matthias, der jüngere Bruder, liebt ein Mädchen von edler Geistesart und wird von diesem geliebt. Der ältere Bruder Johannes wirbt vergeblich um die Neigung desselben Mädchens, setzt seinen Bruder Matthias ihr gegenüber herab, bewirkt seine sofortige Amtsentlassung bei dem Oheim Marthas, stiftet einen Brand und lenkt den Verdacht der Urheberschaft auf Matthias, der unschuldig zu vielen Jahren schwerer Kerkerhaft verurteilt wird. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis tritt er, gebrochen an Seele und Leib, in die Welt zurück und wird „Evangelimann“, d. h. er liest das Evangelium auf seinen Wanderungen von Ort zu Ort vor und lebt von Almosen. So trifft er seinen Bruder Johannes wieder, der, von Reuequal zerrissen, im Sterben dem mißhandelten Bruder das Geständnis seines Verbrechens macht. Nach schwerem Kampfe verzeiht ihm Matthias, der erst jetzt erfuhr, daß seine Braut den Tod in den Wellen gesucht hat.

Die Komposition bewegt sich auf Wagners Wegen und ist reich an dramatischem Leben. Zu den Glanzpunkten gehört eine ergreifende Kinderszene, in welcher Matthias als Evangelimann die Lehre der Bergpredigt vorträgt und mit den Kindern einübt; einfach, wahr und gemütvoll ist der Musikausdruck der Bibelworte. Edel und erhebend ist das Abschiedsduett der Liebenden, frisch und keck die Volksszene. Die Darstellung ist vortrefflich: Herr Dr. Muck, dem das Werk gewidmet ist, hat es mit solcher Sorgfalt einstudiert, daß die Absicht des Komponisten in vollem Maße zur Geltung kommt. Herr Sylva, Frau Pierson und Herr Bulß vertraten die drei Hauptrollen mit so dramatischer Kraft, daß man erlebte, was auf der Bühne vorging. Dr. **Göring**.

„Königssühne", Erzählung von Jiriczek.

Otto L. Jiriczek schildert in seiner Erzählung „Königssühne" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1894; Preis 2 Mark) den Zwiespalt, den ein herrschsüchtiger Mönch in einen deutschen Volksstamm, die Quaden, wirft, bis ein Ueberfall der Hunnen die hadernden Glaubensparteien zu gemeinsamem Handeln unter dem edlen Fridurik zwingt. Der zum Tode verwundete Fridurik verrät sterbend im Fiberwahn, daß er König Radagais ist, der sein Volk in nutzlosem Kampfe zerstreut und vernichtet hat, seine Schuld aber durch Vereinigung der letzten Stammesreste gesühnt hat. Fridurik's Tochter Herdis, die durch den Haß des beschränkten Zeloten von dem treuen Haduwart getrennt worden war, findet den edlen Mann in dem Augenblick wieder, in welchem sie ihren sterbenden Vater in den Armen hält. Nach der Abwehr der Hunnen beschließt der überlebende Teil des Stammes aus politischen Gründen zum Christentum überzugehen. Lebenswahr ist die königliche Gestalt Friduriks, des ehemaligen Königs Radagais, und seiner Tochter Herdis. Durch die Erzählung weht der frische Geist echten Deutschtums. Im Gegensatz dazu steht der Geist finsteren Glaubenshasses bei dem römisch-christlichen Priester. Der Dichter, welcher die Wege Felix Dahns betritt, hat in seiner Erzählung eine Friedensformel eingeflochten, welche Fridurik zur Eröffnung des Things, andachtsvoll den Blick gegen den Himmel gerichtet, feierlich spricht:

Gehör heisch ich
Und heilige Andacht
Von aller Freien
Versammeltem Volke:
Friede gebiet ich
Und fromme Scheu,
Untreue banne ich
Und böses Werk.
Bricht ein Frevler
Den heiligen Bann,
In Fehde falle er,
Wo er sich findet —
Spitze schneide ihn,
Schwertwort treffe ihn,
Todverfallen
Ist er im Volke.
Unter wehendem Winde
Und wandelnder Sonne
Ist heilig gehegt nun das Thing.
Ratet und richtet
Nun recht und wahr!
Des walten die wissenden Götter!"

Dr. Göring.

Historisches Album für Orgel, Harmonium und Klavier.

Ein sehr schönes Unternehmen in der Musik-Litteratur ist das „Historische Album für Gesang, Pianoforte, Harmonium, Pedalflügel oder Orgel“ von A. W. Gottschalg, Großherzogl. Sächs. Hoforganisten und Lehrer an der Musikschule zu Weimar. (Verlag von Hermann Beyer und Söhnen, Hofbuchhandlung in Langensalza, 184 Stücke, 247 Seiten Folio, Preis 10 Mark).

Es ist mir ein Bedürfnis der Pietät, von Zeit zu Zeit die Fortschritte ins Auge zu fassen, die dieser Verlag macht, in welchem und unter dessen geistvollem und liebenswürdigem Leiter, Herrn Friedrich Mann, Herausgeber der „Pädagogischen Klassiker“, des „Pädagogischen Magazins“ sowie der alle Zeitstürme überdauernden „Deutschen Blätter für erziehenden Unterricht“, ich vor 35 Jahren meine schriftstellerische Thätigkeit begann. Immer wieder imponiert mir die Gewissenhaftigkeit, die Umsicht, frische Thatkraft und der geradezu erzieherisch feine Takt, welcher dieses aus kleinen Anfängen zu erstaunlicher Größe erwachsene Haus zu einer die Lehrerwelt sorgsam leitenden Bildungsmacht erhoben hat. Das neue Bücher- und Musikalienverzeichnis weist eine so erstaunliche Fülle vielseitiger, von innerer Einheit und zielbewußtem Plane ausgehenden Leistungen auf, daß ich es mit lebhafter Befriedigung prüfte und volles Genüge für meine Erziehungs-, Unterrichts- und Musikinteressen fand. Die besonnene Geschäftsführung stellt eine große Druckerei, ausgedehnte Notenstecherei und solide Buchbinderei in den Dienst ihres Verlages, der mit sicher erprobter Personenkenntnis außer dem buchhändlerischen Wege auch den unmittelbaren Vertrieb seiner Werke unter tausenden von Lehrern Deutschlands durch ganze Batterien von Wagen ausführt.

Es ist mir eine besondere Freude, auf das prächtige Musikwerk dieses Verlages hinzuweisen, dem ich täglich Stunden der Erhebung und Andacht verdanke. Dieses „Historische Album“ ist ein Werk, welches mir seit Jahren gefehlt hat und nach dem ich mich vergeblich umgesehen habe. Es ist, wie A. W. Gottschalg mit Recht sagt, „ein notwendiges Ergänzungsbuch zu jeder Musikgeschichte“ sowie zum Studium und Konzertgebrauche, welches durch seine Erläuterungsbeispiele aus der gesamten Musiklitteratur allen Ansprüchen genügt.

Das Werk ist aus der Praxis des Musikunterrichtes hervorgegangen, den A. W. Gottschalg an der Großherzogl. Orchester- und Musikschule erteilt. Der bekannte Musikhistoriker Dr. Ambros und der Generalvorstand des deutschen Cälienvereins Dr. Franz Witt hatten längst die Notwendigkeit einer Zusammenstellung anschaulicher Erläuterungsbeispiele zur Belebung des Studiums der Musikgeschichte ausgesprochen. Unter so günstigen Vorbedingungen, wie sie in der Erprobung jedes einzelnen Stückes und in seiner Anpassung an den aktuellen Unterricht liegen, für den ein tüchtiger Lehrer die besten Beispiele wählt, hätte das Werk nicht leicht unter-

nommen werden können. In der Studierstube — ohne die richtig leitende und korrigierende Hilfe des lebendigen Unterrichts — wäre ein theoretisch ausgeklügeltes, trockenes Gedankensystem entstanden, aber nicht diese lebensvoll frische Arbeit, die von den Noten bereits wiederholt den Weg durch die Finger, Füße und Ohren durchlaufen hatte, ehe sie an ein größeres Musikpublikum gelangte. A. W. Gottschalg hat die Brauchbarkeit seiner Arbeit dadurch erhöht, daß er die gegebenen Belege verschiedenartig bearbeitet hat, um eine größere Vielseitigkeit darzubieten.

Das dem Prof. Karl Müller-Hartung gewidmete Werk gehört in die Musikbibliothek jedes Musikfreundes, jeder Schule und vor allem in jede Kirche, da man bei Benutzung desselben dann wenigstens gute Vor- und Nachspiele während des Gottesdienstes hören könnte.

Das „Historische Album“ beginnt mit zwei altgriechischen Gesängen, einer Ode des Pindar und einer Hymne an Ceres; daran schließen sich zwei Hymnen aus dem 4. Jahrhundert, eine uralte Bernerische Melodie, vielleicht der älteste Ueberrest der germanischen Gesangsform; hierauf folgen vier Hymnen von Ambrosius († 397), ein Hymnus von Colius Sedulius (5. Jahrh.), zwei von Papst Gregor dem Großen (590—604), deren ersterer, „Veni creator spiritus“, auch Karl dem Großen (742—814) zugeschrieben wird, ferner der 111. Psalm, ein Trauerhymnus von Aurelius Prudentius Clemens († 405), wie eine Anzahl weiterer Kirchengesänge aus alter Zeit. Von weltlichen Gesängen enthält das Album ein Minnesängerlied von dem Unverzagten und das älteste uns vollständig bewahrte Volkslied aus dem 13. oder 14. Jahrhundert: das Hildebrantslied.

Mit dem 50. Stück des Albums, dessen überreichen Inhalt ich nicht einzeln aufzählen kann, kommen wir zu Ammerbach, Palestrina, Orlando di Lasso, Frescobaldi und vielen andern Kirchenkomponisten, endlich zu Händel, Scarlatti, Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Liszt u. a. Im Ganzen sind 184 Kompositionen von mehr als 150 Komponisten in dem Werke zusammengestellt. Die Leser unserer Zeitschrift, die einer festen Geistesrichtung folgen, werden aus dem „Historischen Album“, zu welchem das Musikwerk von Volckmar als Kommentar dienen kann, die Vielseitigkeit der Formen erkennen, in denen sich Theosophie kundgiebt. **Dr. Göring.**

Für die Redaktion verantwortlich:

Dr. Göring: Adr. Herren C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh: E. Appelhans) in Braunschweig.

SPHINX

Monatsschrift
für
Seelen- und Geistesleben.

Herausgeber: Dr. Hübbe-Schleiden.

Redaktion: Dr. H. Göring.

Organ der Theosophischen Vereinigung
und
der Deutschen Theosophischen Gesellschaft.

X Jahrgang. 1895. Zwanzigster Band.

Braunschweig.
C. A. Schwetschke und Sohn.


33
GRAND ORIENT DE FINLANDE
6017 AL
RITUAALIEN SUVEREENIN
SUURKOLLEGION KIRJASTO
2022

Inhalts-Uebersicht

des

Zwanzigsten Bandes.

Zehnter Jahrgang.

1895.

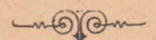
Aufsätze und Berichte.

Erzählungen und Dichtungen.

Antworten auf die Unsterblichkeitsrundfrage.

Bemerkungen und Besprechungen.

Abbildungen.





Juni Anzeigen-Beilage der Sphinx. 1895.

Insertionspreis 30 Pfg. für die einmal gespaltene, 60 Pfg. für die durchgehende Petitzeile. Bei größeren Aufträgen und häufigen Wiederholungen gewähren wir entsprechenden Rabatt. Anzeigen, die bis zum 20. des Monats in unseren Händen sind, finden in dem darauf folgenden Monatshefte Aufnahme.

C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

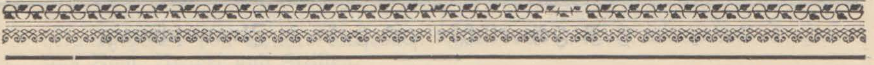
Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts.

Von

Hellmuth Mielke.

Preis Mk. 4, in geschmackvollem Halbfranzband Mk. 5,30.

Die **Dresdener Zeitung** vom 16. Juli, die dem Werke mit der Motivierung „Ungewöhnliche Bücher erheischen eine gewöhnliche Anzeige" eine 6 Spalten lange Besprechung widmet, sagt im Laufe derselben: „Wer in Mielkes Geschichte des Romanes eine Stunde lang blättert, kann dann einen ganzen Abend lang in den anspruchsvollsten „Litteraturkreisen" im „Salon" (und wären selbst Professoren zugegen) mitreden, und wird Sensation machen. Im Ernst gesprochen, hat zwar Mielke's Buch auch diesen problematischen Wert einer Orientierungstafel für Dilettanten. Den höheren Wert indes besitzt es für ernsthafte gebildete Leute, welche lesen und still denken mögen. Denn der Zusammenhang der Litteratur mit den politischen und sozialen Erscheinungen der Zeit ist mit überlegener Schärfe deduziert und macht die Lektüre hoch anregend und schließt mit den Worten: „Dem Buche, das sich spannend liest, muß jeder Litteratur- und Poesiefreund die weiteste Verbreitung wünschen. Es ist eine originelle, ausgezeichnet gewissenhafte und talentvolle Arbeit".



Junges Mädchen

(20 J.) sucht in vegetarischem bezw. theosophischem Haushalte Stellung, am liebsten zu Kindern. Ansprüche mäßig. Gefl. Offert. unt. „Sphinx, poste restante Leipzig" erbeten.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Die Geheimlehre.

Nach

H. P. Blavatsky's 'Secret doctrine'.

Von

Ludwig Deinhard.

Preis 1 Mark.

? Welcher theosophische Mäcen ?

würde einem akademisch gebildeten theosophischen Jünger, der mit physikalischen und physiologischen Experimenten in Europa und Amerika vertraut wurde, und die Offiziers-Karriere verließ, um sich den okkulten Wissenschaften zu widmen, als

Sekretär,

Amanuensis oder **Bibliothekar**

die Mittel an die Hand geben, um seine interessanten Versuche unter den Augen seines Gönners zu vollenden? Geneigte Anerbieten an die Verlagsbuchhandlung der „Sphinx" erbeten.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig.

Kunstbeilagen der „Sphinx"

von

Fidus und Diefenbach

Preis Mk. 1,—; in eleganter Mappe Mk. 1,50.

Der Absatz der früheren Bände der „Sphinx“ ist in der letzten Zeit ein so bedeutender gewesen und unser Vorrat ist nunmehr derart zusammengeschmolzen, daß wir von jetzt ab dieselben nur zu folgenden Preisen abzugeben in der Lage sind:

Band I (1886), X bis XII (1890—91)	zu je 3 Mark.
Band II (1886) und VIII (1889)	zu je 4 Mark.
Band VII (1889) und IX (1890)	zu je 5 Mark.
Band VI (1888)	6 Mark.
Band III (1887) bis V (1888)	zu je 10 Mark.
Band I (1886) bis XII (1891) vollständig also zu . .	66 Mark.
Band XIII bis XVI	zu je 6 Mark.
Band XVII und folgende	zu je 9 Mark.

Bei event. Bedarf bitten wir Ihre werten Bestellungen thunlichst baldgefl. an uns gelangen zu lassen.

Braunschweig, im Juni 1895.

Hochachtend

C. A. Schwetschke und Sohn.

Verlag von **C. A. Schwetschke und Sohn** in **Braunschweig**.

Soeben erschien:



Streiflichter

für eine neue

Weltanschauung

in Bezug auf die

Beleuchtung, Erwärmung und Bewohnbarkeit der Himmelskörper,

eine astrophysisch-metaphysische Hypothese

über das innere

Walten der Natur

und die sich daraus ergebenden Konsequenzen auf die

Ethik und Religion

nebst einer Plauderei über die Möglichkeit eines

„Weltuntergangs“

von

Wilhelm Zenker.

Siebente (1000) erweiterte Auflage mit einer Reihe offiziell wissenschaftl. Zustimmungen.

Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie gegen freie Einsendung des Betrages direkt von der Verlagshandlung.



Wir machen unsere Leser auf den der Juninummer der „Sphinx" beiliegenden Aufruf des Herrn Leopold Engel in Dresden aufmerksam. Das geplante Adreßbuch, welches etwa September ausgegeben werden wird, kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen und wird eine Uebersicht der gesamten Bewegung auf geistigem Gebiet gewähren. Die Adresseneinsendung wird am 15. Juli geschlossen.